



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Von der Gebärde zur Aufzeichnung

Möglichkeiten der Terminologieerfassung der österreichischen
Gebärdensprache für Gebärdensprach-DolmetscherInnen“

Verfasserin

Mag. Michaela Stiedl, Bakk. phil.

Angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

065 345 342

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Masterstudium Dolmetschen Französisch Englisch

Betreuer:

Univ. Prof. Mag. Dr. Gerhard Budin

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	6
1 Gebärdensprachen	8
1.1 Die österreichische Gebärdensprache (ÖGS)	9
1.2 Lautsprachbegleitendes Gebärden (LGB).....	9
1.3 Struktur von Gebärdensprachen	10
2 Hörbehinderung / Gehörlosigkeit	13
2.1 Gehörlosigkeit / Hörbehinderung in Österreich.....	13
2.2 Taubstumm / taub / gehörlos / gebärdensprachig	14
2.3 Bildungssituation von Gehörlosen und Hörbehinderten in Österreich	15
2.4 Gebärdensprache und Gehörlosenkultur.....	16
2.4.1 Zugehörigkeit zur Gehörlosenkultur	16
3 Gebärdensprachdolmetschen	19
3.1 Geschichte des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich	19
3.2 Einsatzbereiche des Gebärdendolmetschens	20
3.3 Techniken des Gebärdendolmetschens	21
3.3.1 Lautsprachenorientiertes Dolmetschen (LBG)	22
3.3.2 Gebärdensprachliches Dolmetschen (DGS).....	23
4 Grundbegriffe der Terminologiewissenschaft.....	25
4.1 Begriff – Gegenstand – Benennung - Terminus	26
4.2 Der Terminologe / Die Terminologin.....	29
4.3 Fachgebiet, Fachkommunikation und Fachsprache	30
4.4 Äquivalenz	30
4.4.1 Das Äquivalenzproblem.....	31
5 Terminologische Systeme.....	34
5.1 Die Wissens-, Informations- und Kommunikationsorganisation (WIKO).....	34
5.2 Ordnungsfunktionen terminologischer Systeme	35
5.3 Terminologieerfassung für DolmetscherInnen	37
5.3.1 Das Phasenmodell des Simultandolmetschens nach Martin Will.....	40
5.3.2 Das Kompetenzmodell nach Wladimir Kutz	40

5.3.3	Informations- und Wissensmanagement nach Anja Rütten	41
5.3.4	Das kontextspezifische Terminusmodell nach Heidrun Gerzymisch- Arbogast	42
5.3.5	Das Systext-Verfahren	43
5.3.6	Terminologische Wissensseinheit (TWE) und Terminologische Wissenskonstellation (TWK)	43
5.3.7	Einbettung von TWE und TWK in die DOT-Phasen nach Martin Will.....	46
5.4	Rechnergestützte Terminologearbeit.....	49
5.4.1	Benennungsbezogene Datenkategorien	49
5.4.2	Begriffsbezogene Datenkategorien.....	50
5.4.3	Verwaltungsbezogene Datenkategorien.....	50
5.4.4	Technische Anforderungen an Terminologiedatenbanken.....	51
5.4.5	Datenzugriff und Datenaustausch.....	51
5.5	Hypermediale Systeme.....	53
5.5.1	Das DGS-Lernprogramm „Die Firma“	53
6	Gebärdensprachlexikografie	56
6.1	Anfänge der Gebärdensprachaufzeichnungen.....	57
6.1.1	Die Sammlung der „methodischen Zeichen“ nach Abbé de l’Epée	59
6.1.2	„Observations d’un sourd et muèt, sur un cours élémentaire d’éducation des sourds et muèts“ nach Pierre Desloges.....	60
6.1.3	„Anleitung zum Unterrichte der Taubstummen...“ nach Friedrich Stork	61
6.1.4	„Katholische Normalschule für die Tauben, Kinder und andere Einfältige“ nach Romedius Knoll.....	65
6.1.5	Von der LBG-Sammlung zur Gebärdensammlung.....	67
6.2	Gebärdenlexika heute	68
6.2.1	Das Klagenfurter Fragebuch zum Grundwortschatz der Österreichischen Gebärdensprache	69
6.3	Schriftliche gebärdensprachliche Sammlungen	72
6.4	Gebärdenschriften und Notationssysteme	77
6.4.1	Sign Writing nach Valerie Sutton.....	79

6.4.2	Mathematik als Grundlage für eine Gebärdenschrift	82
6.4.3	Hamnosys	85
6.4.4	H.A.N.D.S – Hamburg ANimated Dictionary for Signs.....	88
6.4.5	Lexikon für Computerbegriffe	88
6.4.6	Weitere Notationssysteme.....	89
6.4.7	Data Glove und Motion Capture	90
6.4.8	Abschlussbetrachtung	91
	Nachwort	92
7	Literaturverzeichnis	93
8	Abbildungsverzeichnis	99
9	Anhang.....	100
9.1	Zusammenfassung auf Deutsch.....	100
9.2	Zusammenfassung auf Englisch.....	102
9.3	Lebenslauf.....	103

Vorwort

„Es gibt keine größere Illusion als die Meinung, Sprache sei ein Mittel der Kommunikation zwischen Menschen.“ (Elias Canetti)

Ob Illusion oder nicht, Sprache fasziniert denn Sprache ist nicht gleich Sprache. Sprachen gibt es viele; Sprachen bedeuten Vielfalt. Und genau diese Vielfalt ist es, die DolmetscherInnen auf aller Welt dazu veranlasst, ihren Beruf auszuüben, zwischen zwei oder mehr Sprachen und damit Kulturen zu vermitteln und nicht zuletzt um Kommunikation zu ermöglichen.

In enger Verbindung mit dem Dolmetschen stehen die Erfassung und Analyse der jeweiligen Sprache(n), die unter anderem Aufgabe der Terminologiewissenschaft sind. Denn erst durch die Aufzeichnung, sei es auf Papier oder Datenträgern, wird eine Analyse der Sprache und ihrer Facetten möglich. Dadurch kann sie einerseits weitergegeben werden und sich andererseits weiterentwickeln. Im Bereich der Lautsprachen hat die schriftliche Aufzeichnung Tradition und wird als Selbstverständlichkeit erachtet. Im Bereich der Gebärdensprachen verhält es sich anders.

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Zusammenfassung wichtiger und interessanter Bemühungen mit dem Ziel, Gebärdensprachen aufzuzeichnen. Diese Bemühungen sind wie sich im Verlauf der Arbeit zeigt, nicht aus rein terminologischen Gründen entstanden. Vielmehr sind es häufig sprachwissenschaftliche oder auch pädagogische Motivationen, die zur Erarbeitung von gebärdensprachlichen Terminologiesammlungen führten. Fest steht, dass jegliche Bemühung, Sprache zu erfassen und in geordneter Form aufzuzeichnen für TerminologInnen und DolmetscherInnen gleichermaßen von Bedeutung ist. Diese enge Verbindung zwischen Terminologie und Dolmetschen und die daraus resultierende wünschenswerte enge Kooperation zwischen TerminologInnen und DolmetscherInnen soll auch aus dieser Arbeit lesbar sein können. Nach zwei einführenden Kapiteln über Gebärdensprachen und Hörbehinderungen wird in Kapitel drei auf das Gebärdensprachdolmetschen, vor allem in Österreich näher eingegangen. Nach einer kurzen Erarbeitung terminologischer Grundbegriffe in Kapitel vier konzentriert sich Kapitel fünf auf

terminologische Systeme und deren Bedeutung für DolmetscherInnen. Da die Literatur zu diesem Gebiet relativ dünn gesät ist, stützt sich dieser Teil in erster Linie auf die Erkenntnisse von Martin Will, der sich in seiner „Dolmetschorientierten Terminologearbeit“ als einer der Ersten Gedanken über den Zusammenhang zwischen Dolmetsch- und Terminologiewissenschaft macht. In Kapitel sechs wird schließlich eine Auswahl an gebärdensprachlichen terminologischen Systemen aus aller Welt präsentiert. Zum einen handelt es sich hierbei um schriftliche Sammlungen oder um computer- und videobasierende Systeme mit teils ähnlichen Ansätzen, zum anderen um teils völlig unterschiedliche Gebärdenschriften. Weiterer Aufzeichnungsversuche wie Datenhandschuhe oder Motion Capture Technologien werden in diesem Zusammenhang ebenfalls erwähnt.

Mein besonderer Dank gilt an dieser Stelle Herrn Univ. Prof. Mag. Dr. Gerhard Budin für die Betreuung dieser Arbeit und die Begeisterung für mein Thema sowie meinen gehörlosen Gebärdensprachlehrern Günter Roiss und Georg Marsh für ihre wunderbare Art und Weise, die österreichische Gebärdensprache zu vermitteln. Weiters möchte ich an dieser Stelle Frau Dr. Margret Millischer für ihren großartigen Unterricht und ihre stets motivierenden Worte im Laufe meines Dolmetschstudiums von ganzem Herzen danken. Mein tiefer Dank gilt außerdem Paul Philipp Leitner für seine Unterstützung auf allen Ebenen und meinen Eltern, die mir mein Studium ermöglicht haben und mir stets zur Seite standen.

1 Gebärdensprachen

„Gebärdensprache ist nicht international? Überraschung macht sich breit. Tatsächlich ist es nicht nur eine Sprache, die rund um die Welt gebärdet wird, sondern es sind derer Tausende – mit eigenen Geschichten, Grammatiken, Vokabularen. Die anscheinend zutiefst menschliche Hoffnung auf eine weltweit verständliche Sprache wird immer wieder an die Gebärdensprache geknüpft – und auch hier enttäuscht. Denn die Gebärdensprachen sind natürliche, gewachsene Sprachen. Derzeit überlegt man, ob sie in der Menschheitsgeschichte sogar noch vor den Lautsprachen entstanden. Erstaunen macht sich breit.“ (Krausneker, 2003)

Treffender als Verena Krausneker im oben zitierten Ausschnitt aus ihrem Artikel „Unbegrenzte sprachliche Aktivität“, der 2003 auf der Informationsplattform www.bizeps.or.at erschienen ist, könnte man die Reaktion vieler Hörender, die zum ersten Mal erfahren, dass es trotz weit verbreitetem Irrglauben keine internationale Gebärdensprache gibt, kaum beschreiben. Der internationalen Gehörlosengemeinschaft würde es zweifelsohne zu Gute kommen, wenn es tatsächlich eine universelle Gebärdensprache gäbe. Bei näherer Überlegung ist jedoch rasch einzusehen, dass es keine universelle Sprache und demnach auch keine universelle Gebärdensprache geben kann, da Sprachen nicht künstlich erschaffen werden sondern natürlich wachsen und sich außerdem stetig verändern. „Es sind natürlich gewachsene Sprachen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden, sie sind nicht universell sondern national, dialektal und soziolektal gegliedert.“ (Grbić 2003: 322) Ein wesentlicher Unterschied zu den Lautsprachen ergibt sich daraus, dass sich Gebärdensprachen einerseits manueller Zeichen, also Gebärden und andererseits der Mimik und Gestik bedienen. Sie bestehen also aus „einem oralen und manuellen Bestandteil“ (Ebbinghaus/Heßmann 1989: 179).

In Österreich kommunizieren Gehörlose in Österreichischer Gebärdensprache (ÖGS), in Deutschland in Deutscher Gebärdensprache (DGS), in Ungarn in der Magyar Jel Nyelv (MJN) und in den USA in der American Sign Language (ASL). Diese Liste lässt sich nun beliebig weiterführen. Die Zahl der Gebärdensprachen der Welt ist in etwa

vergleichbar mit der Zahl der existierenden Lautsprachen. (Vgl. Krausneker 2006 / Grbić 1994)

1.1 Die österreichische Gebärdensprache (ÖGS)

Auch die Österreichische Gebärdensprache (ÖGS) ist wie alle anderen Gebärdensprachen eine natürliche und linguistisch vollwertige Sprache mit eigener Grammatik, eigenem Vokabular sowie unterschiedlichen Sprachregistern. Sie basiert auf Gebärden, Gestik und Mimik und kennt außerdem zahlreiche dialektale und soziolektale Variationen. Entgegen der Meinung vieler Hörender, die sich noch nicht direkt mit der ÖGS auseinandergesetzt haben, kann man sich in ÖGS über alle erdenklichen Themen unterhalten, seien sie ernst, unterhaltsam, leicht, fachlich oder auch abstrakt. Ebenso kann auch in ÖGS gedichtet werden. (Vgl. Krausneker 2006) Auch gibt es Künstler, die zu Musik gebärden, wie beispielsweise den finnischen Künstler Signmark¹.

Dank der unermüdlichen Bemühungen des Österreichischen Gehörlosenbundes (ÖGLB) gelang es, die Österreichische Gebärdensprache im Jahre 2005 offiziell in der österreichischen Bundesverfassung (Artikel 8 B-VG) mit den Worten: „(3) Die Österreichische Gebärdensprache ist als eigenständige Sprache anerkannt. Das Nähere bestimmen die Gesetze.“ zu verankern. Trotz großer Freunde ob dieser Anerkennung folgten jedoch keine Gesetze, die „das Nähere bestimmen“.²

1.2 Lautsprachbegleitendes Gebärden (LGB)

An dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben soll auch das sogenannte Lautsprachbegleitende Gebärden (LGB), das vor allem im pädagogischen Bereich eingesetzt wird. Dabei werden zwar Gebärden einer Gebärdensprache verwendet, jedoch nicht in Verbindung mit der Grammatik der jeweiligen Gebärdensprache.

¹ Auf der Homepage des Künstlers www.signmark.biz finden sich nähere Informationen über den Künstler sowie Musikvideos in finnischer Gebärdensprache

² Mit dieser Problematik hat sich Verena Krausneker ausgiebig in ihrem Werk „taubstumm bis gebärdensprachig – Die österreichische Gebärdensprachgemeinschaft aus soziolinguistischer Perspektive“, das 2006 von Dietmar Larcher herausgegeben wurde und im Appha Beta Verlag erschienen ist, beschäftigt.

Demzufolge werden diese Systeme von gebärdensprachkompetenten Gehörlosen untereinander in der Regel nicht verwendet. (Vgl. Grbić 2003 / Krausneker 2006)

1.3 Struktur von Gebärdensprachen

Gebärdensprachen weisen im Großen und Ganzen die gleichen linguistischen Funktionen auf wie Lautsprachen. Neben Vokabular, das aus einzelnen Gebärden oder aus zusammengesetzten Gebärden bestehen kann, gibt es eine Grammatik, die die Zusammensetzung der einzelnen Gebärden regelt. (Vgl. Boyes Braem/Kolb 1990 / Bellugi/Klima 1990) Wesentlich zum Verständnis über den Aufbau von Gebärdensprachen ist in erster Linie die Forschungsarbeit von William Stokoe (1960) an der Gehörlosenuniversität Gallaudet in Washington DC. Stokoe fand heraus, dass die einzelnen Gebärden zerlegbar sind. Diese Erkenntnis sowie die Forschungsarbeit weiterer Linguisten führte schließlich zu folgender Unterteilung, wie sie beispielsweise bei Penny Boyes Braem und Andreas Kolb zu finden ist: Sie teilen Einzelgebärden in „Manuelle Parameter“ und „Nicht manuelle Parameter“ ein (Boyes Braem/Kolb. 1990: 119). Die manuellen Parameter umfassen alle Details, die zum korrekten manuellen Ausführen einer Gebärde notwendig sind. Die nicht-manuellen Parameter betreffen die Mimik, Position und Bewegung von Kopf- und Oberkörper sowie das Mundbild. Zu den manuellen Parametern zählen Boyes Braem und Kolb die Handform, die Handorientierung, die Platzierung der Gebärde, die Bewegung und die Kontaktstelle (Vgl. Boyes Braem/Kolb. 1990: 119; Vgl. dazu auch Papaspyrou 1990).

Die Handform umfasst alle möglichen Formen, die Hand und Finger einnehmen können (wie beispielsweise die Formen für Zahlen). Anzahl und Varianten variieren von Gebärdensprache zu Gebärdensprache. Die Tatsache, dass eine Handform von zwei oder mehreren Gebärdensprachen verwendet wird bedeutet jedoch nicht, dass auch ihre Bedeutung in allen Gebärdensprachen übereinstimmt. Gebärden werden teils von einer Hand, teils von beiden Händen durchgeführt. Dies variiert ebenfalls von Sprache zu Sprache. Die Handorientierung beschreibt die Position der Handform, wie beispielsweise ob der Handrücken oder die Handfläche nach oben oder unten etc. gerichtet ist. Weiters ist wichtig, wo die Handform im sogenannten Gebärdenraum

(Papasprou 1990: 42), wie beispielsweise vor dem Gesicht, vor der Brust, platziert wird. Schließlich folgt die Bewegung der Hand beziehungsweise der Hände. Dabei kann es zum Kontakt der Hände oder zum Kontakt zwischen Hand/Händen und Körperteilen wie Oberkörper oder Gesicht (Kontaktstelle) kommen. (Vgl. Papasprou 1990)

Neben den Handbewegungen, um die manuellen Parameter zu umschreiben, spielt die Mimik eine wesentliche und bedeutungstragende Rolle. Mithilfe der Mimik werden adjektivische beziehungsweise adverbiale Informationen vermittelt oder auch ob es sich etwa um eine Frage oder Aussage handelt. Ein weiterer Punkt ist das Mundbild oder auch „Wortbild“ (ibid. 121). Das Mundbild entspricht teilweise einer Gebärde, wird jedoch nicht zwangsläufig wie ein Wort artikuliert. Es kann auch verkürzt oder gedehnt werden, je nach Gebärde und natürlich von Gebärdensprache zu Gebärdensprache unterschiedlich. (Vgl. ibid.) Um Inhalte zu vermitteln sind also Handzeichen und Mimik (inklusive Mundbild) gleichermaßen von Bedeutung. (ibid). Penny Boyes Braem und Andreas Kolb liefern dazu ein Beispiel aus der schweizerdeutschen Gebärdensprache:

„Der Gebrauch einer speziellen ‚klassifizierenden‘ *Handform* in der Gebärden (sic!) VORWÄRTS-BEWEGEN kann die Information beinhalten, daß es sich bei dem Nominalsubjekt von vorwärts-bewegen um eine (sic!) großes Fahrzeug handelt (im Gegensatz zu einem Zweirad oder einer Person). Der (sic!) *Ausführungsbewegung* und die Art und Weise der Gebärde kann die adverbiale Information liefern, daß das Fahrzeug sich langsam aufwärts bewegt. Ein spezieller *Gesichtsausdruck*, der als ‚nicht-manuelles Adverb‘ fungiert, kann die zusätzliche adverbiale Information geben, daß das Fahrzeug sich nur ‚mit Mühe‘ bewegt. All diese Informationen wird (sic!) zusammengefaßt in einer einzigen Gebärde und würde in einer Lautsprache wie z.B. Deutsch oder Englisch zusätzlich zum Verb ‚bewegen‘ eine Aneinanderreihung von Einzelwörtern verlangen, die Auskunft geben über Subjekt und Adverbien: ‚Ein großes Fahrzeug bewegt sich langsam und mühevoll über den Berg.‘“ (Boyes Braem / Kolb: 1990: 120f)

Nadja Grbić, Barbara Andrée und Sylvia Grünbichler verweisen in diesem Zusammenhang auch auf die Unterscheidung von Gebärden nach deren

„Bildhaftigkeit“ bzw. „Ikonizität“ in „Transparenten Gebärden“, „Halbtransparenten Gebärden“ und „Nicht Transparente Gebärden“. (Grbić / Andrée / Grünbichler 2004: 126) Eine weitere Unterscheidung kann nach dem Grad von Bedeutung und Form getroffen werden. Hierbei wird zwischen „konventionellen“ und „produktiven“ Gebärden (ibid. 127) unterschieden. Während konventionelle Gebärden ein stabiler Teil einer Gebärdensprache sind, werden produktive Gebärden je nach Situation und Kontext entwickelt und sind stets ikonisch. (Vgl. ibid. 123-127)

2 Hörbehinderung / Gehörlosigkeit

Verena Krausneker und Katharina Schalber definieren in Ihrer Studie „Sprache Macht Wissen“, die im Jahre 2007 von der Universität Wien herausgebracht wurde, den Begriff *Hörbehinderung* als Bezeichnung für all jene Menschen, die ein eingeschränktes Hörvermögen aufweisen und grenzen sich damit von den Bezeichnungen Hörschädigung oder Hörstörung ab. Wenngleich zwischen prä- und postlingualer Ertaubung unterschieden wird, also Ertaubung vor beziehungsweise nach dem Spracherwerb, ist in Bezug auf das Gebärdensprachdolmetschen in erster Linie die Gruppe der prälingual Ertaubten relevant. Zu postlingualer Ertaubung zählt man Krausneker und Schalber zufolge Hörbehinderungen wie beispielsweise Hörstürze oder Altersschwerhörigkeit. (Vgl. Krausneker/Schalber 2007: 76 f.)

2.1 Gehörlosigkeit / Hörbehinderung in Österreich

Cirka ein Promille der österreichischen Bevölkerung ist gehörlos, weitere etwa 2.000 Personen in Österreich sind gebärdensprachkompetent. Wenngleich diese etwa 10.000 Personen, die gemeinsam die österreichische Gebärdensprachgemeinschaft bilden, durch die gemeinsame Sprache ÖGS miteinander verbunden sind, so handelt es sich um eine sehr heterogene Gruppe. Die Unterschiede äußern sich vor allem in Bezug auf die Bildung und den sozialen Status. (Vgl. Krausneker 2006)

Krausneker unterteilt die österreichischen Gehörlosen hinsichtlich ihrer „Sprachkompetenzen und Teilnahmemöglichkeiten an der Mehrheitsgesellschaft“ (Krausneker 2006:28) in vier Gruppen. Die erste Gruppe umfasst eine Art Gehörlosen-Elite, deren Mitglieder gebildet sind, ausgezeichnete ÖGS-Kenntnisse aufweisen und zum Großteil als Gebärdensprachlehrer oder auch selbstständig tätig sind. Zur zweiten Gruppe zählen all jene Gehörlose, die sich dank guter Vernetzung in der hörenden Welt einigermaßen zurechtfinden und sich selbst erhalten können. Die dritte Gruppe, zu der nach der Meinung von Krausneker die Mehrheit der in Österreich lebenden Gehörlosen zuzuordnen sind, hat wenig Bewusstsein und Wissen über Gehörlosigkeit als Sprachminderheit. Sie arbeiten oft in Berufen, in die sie mehr oder weniger

hineingezwungen wurden oder sind arbeitslos. Viele davon sind jedoch Mitglieder von Gehörlosen-Vereinen, da sie dadurch Kontakte zu ebenfalls ÖGS-kompetenten Mitmenschen knüpfen und unterhalten. Die vierte Gruppe umfasst alle gehörlosen Menschen, die selten oder nie Kontakt mit der ÖGS oder mit ÖGS-kompetenten Personen hatten und haben, meist abgeschieden leben und als „behindert“ abgestempelt werden. Bei diesen Personen wurde die Gehörlosigkeit oft zu spät diagnostiziert. (Vgl. Krausneker 2006: 28f)

2.2 Taubstumm / taub / gehörlos / gebärdensprachig

Wenngleich die Bezeichnung „gehörlos“ auf den ersten Blick negativ anmutet, da sie auf das Fehlen des Gehörs, also einen Mangel, verweist, so ist sie die vom Österreichischen Gehörlosenbund (ÖGLB) gewünschte Bezeichnung. Die Gründe hierfür liegen in der Geschichte. Der Begriff „taubstumm“ stammt aus einer Zeit, zu der man der Meinung war, taube Menschen können auch nicht sprechen. Die Bezeichnung „taub“ bedeutet in ihrer Grundaussage zwar lediglich ein Hörunvermögen, erinnert jedoch an die Bezeichnung „taubstumm“. Doris Fischlechner, selbst gehörlos, schreibt dazu:

„Die Bezeichnung ‚taubstumm‘ kommt aus der Antike, in der man glaubte, dass gehörlose Menschen zu dumm seien, sich weiterzubilden. Heutzutage empfinden Gehörlose das Wort ‚taubstumm‘ als diskriminierend und abfällig, denn das Wort ‚stumm‘ impliziert für Gehörlose, dass ihnen Kommunikationsfähigkeit nicht zugetraut wird. Obwohl das Wort ‚gehörlos‘ schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Umlauf ist, hat sich der veraltete Begriff ‚taubstumm‘ bis heute hartnäckig gehalten. Gehörlose verfügen zwar über den gleichen Sprachmechanismus wie Hörende, nur sie sind nicht in der Lage, ihre Stimme zu kontrollieren oder deren Lautstärke und Klang gezielt zu steuern. Deshalb werden sie in ihrer unmittelbaren Umgebung sehr häufig nicht verstanden oder missverstanden.“ (Fischlechner 2006: 4)

Neben „gehörlos“ hat sich in den letzten Jahren auch der Begriff „gebärdensprachig“ entwickelt. (Vgl. Krausneker 2006 / Krobath 2007)

2.3 Bildungssituation von Gehörlosen und Hörbehinderten in Österreich

Wie Verena Krausneker und Katharina Schalber in ihrer bereits zitierten Abschlussarbeit zur Studie der Universität Wien „Sprache Macht Wissen“ ausführlich darlegen, ist das Gehörlosen-Bildungssystem in Österreich als benachteiligend für Gehörlose anzusehen. Im Abstract der genannten Arbeit findet sich folgende Beschreibung:

„Die Studienergebnisse zeigen, dass das Bildungswesen in Österreich für gehörlose/hörbehinderte SchülerInnen und Studierende nicht optimal ist und eine chancengleiche Bildung für diese Personengruppe nicht immer gegeben ist. Die entscheidenden Punkte scheinen dabei der sprachliche Aspekt (Spracherwerb) und die Akzeptanz der Hörbehinderung zu sein. Die Verwendung von ÖGS als Bildungssprache ist nicht verankert. Dies zeigt sich im Unterricht mit gehörlosen/hörbehinderten Kindern, sowohl in Gehörlosenschulen als auch in integrativen Schulsettings, und auch in der LehrerInnenausbildung sowie in den (personellen/materiellen) Ressourcen, die an Schulen zur Verfügung stehen.“ (Krausneker/Schalber 2007: 3)

Die Tatsache, dass an den österreichischen Gehörlosenschulen nicht in ÖGS unterrichtet wird, führt dazu, dass ein Großteil der Inhalte mangelhaft vermittelt wird, daraus folgen ein niedriger Bildungsabschluss sowie niedrige Weiterbildungs- und Berufsmöglichkeiten. Obwohl Gehörlosigkeit keine Form der geistigen Behinderung ist, wird in den meisten Gehörlosenschulen nach dem Sonderschullehrplan unterrichtet. (Vgl. Krausneker 2006)

Da das Gehörlosen-Schulsystem nicht das Thema der vorliegenden Seminararbeit ist, möchte ich an dieser Stelle nicht mehr weiter darauf eingehen. Auch würden weiterführende Erörterungen des Themas den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Dennoch ist das Wissen über das österreichische Gehörlosen-Schulsystem auch für ÖGS-DolmetscherInnen von großer Bedeutung. ÖGS-DolmetscherInnen werden je nach persönlichem Einsatz als Mitglieder der österreichischen Gehörlosenkultur verstanden. Sie wissen über die Lebensumstände von Gehörlosen und demnach auch über das Gehörlosen-Schulsystem in Österreich und die daraus resultierenden

Benachteiligungen in sämtlichen Lebensbereichen Bescheid. Dies kann dazu führen, dass ÖGS-DolmetscherInnen nicht nur als DolmetscherInnen sondern auch als VermittlerInnen und als Sprachrohr „nach außen“, in die hörende Welt, mitunter weit über den Inhalt einer jeweiligen Dolmetschsituation hinausgehend, angesehen werden. Umso bedeutender ist vor allem für angehende GebärdensprachdolmetscherInnen, sich Wissen über die Lebensbedingungen und Lebenssituation ihrer gehörlosen und hörbehinderten Kundinnen und Kunden anzueignen.

2.4 Gebärdensprache und Gehörlosenkultur

Personen, die einer Gebärdensprache (in Österreich in der Regel der Österreichischen Gebärdensprache) mächtig sind, werden als GebärdensprachbenutzerInnen bezeichnet. Dazu zählen sowohl gehörlose und hörbehinderte Personen als auch all jene, die die ÖGS aus welchen Gründen auch immer erlernt haben. Sowohl der Europarat als auch MinderheitensprachforscherInnen sowie ExpertInnen für Bilingualität verwenden die Bezeichnung GebärdensprachbenutzerInnen. (Vgl. Krausneker/Schalber 2007: 78)

2.4.1 Zugehörigkeit zur Gehörlosenkultur

Mit dem Erwerb von Gebärdensprachkenntnissen, sei es durch betroffene Familienangehörige oder Freunde oder auch aufgrund eines persönlichen Interesses im Rahmen von Sprachkursen, taucht man gleichzeitig in die Welt der sogenannten Gehörlosenkultur ein und tut gut daran, sich mit ihr auseinanderzusetzen.

„Gehörlosigkeit kann (...) als Sinnesbehinderung und messbares Defizit im Hörvermögen eines Menschen betrachtet werden. Gehörlosigkeit kann aber auch als kulturelles und linguistisches Phänomen mit Auswirkungen auf (Gruppen-)Identität verstanden werden. Tatsächlich formen nur jene hörbehinderten Menschen eng vernetzte, stetig kommunizierende, traditionsreiche Gruppen, die sich als ‚gehörlos‘ betrachten. Die Zugehörigkeit zu Gehörlosengemeinschaften ist nicht über das Hörvermögen/Hörunvermögen reguliert. Zugehörigkeit bzw. Affinität wird durch die Gebärdensprachkompetenz der Einzelperson bestimmt. (...) Mitglied zur Gemeinschaft

bedeutet in Österreich, ÖGS zu verwenden, in einer mehrsprachigen Lebenssituation zu sein und am Schutz der Rechte aller Mitglieder interessiert zu sein.“
(Krausneker/Schalber: 77f)

Das aktive Interesse an der jeweiligen Gehörlosengemeinschaft der Gebärdensprache, für die man sich entscheidet, ist demnach auch für GebärdensprachdolmetscherInnen von großer Bedeutung. Denn nur wer die Lebensbedingungen von Gehörlosen und Hörbehinderten wirklich kennt und erlebt hat, ist in der Lage, sie zu verstehen und dementsprechend qualitative Dolmetschleistungen zu erbringen. Nadja Grbić, Barbara Andrée und Sylvia Grünbichler zitieren in diesem Zusammenhang das Kulturmodell der „attitudinal deafness“, wie es Cokely und Baker-Shenk 1994 aufstellten:

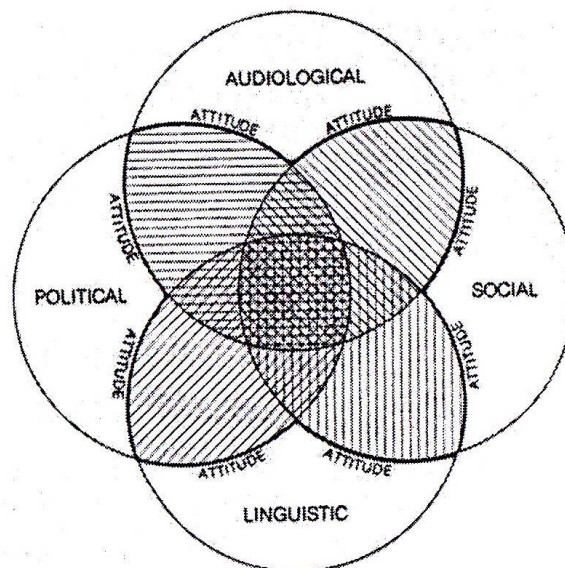


Abb. 1: Kulturmodell nach Cokely/Baker-Shenk (Grbić/Andrée/Grünbichler 2004: 86)

Diesem Modell zufolge gibt es vier Möglichkeiten, Aufnahme in einer Gehörlosenkultur zu finden. Die „audiological attitude“ bedeutet soviel wie Gehörlosigkeit. Die Tatsache, gehörlos zu sein, ist also eine Möglichkeit, Teil einer Gehörlosenkultur zu werden. Diese Möglichkeit bleibt hörenden Menschen naturgemäß verwehrt. Die anderen drei Möglichkeiten sind: „political“, „social“ und „linguistic attitude“. Die geforderte „political attitude“ bedeutet, die Bereitschaft, sich zu Gunsten der Gehörlosengemeinschaft einzusetzen, die „social attitude“ bezieht sich auf die Übernahme diverser Aufgaben innerhalb der Gemeinschaft und unter „linguistic

attitude“ wird die Gebärdensprachkompetenz verstanden. Wie auch in der graphischen Darstellung klar hervorgeht, gilt: je mehr dieser vier Kriterien erfüllt werden, desto stärker ist man in die Gehörlosengemeinschaft eingebunden. Cokely und Baker-Shenk zufolge sollten mindestens zwei Kriterien erfüllt werden. (Vgl. *ibid.* 2004: 85 f)

GebärdensprachdolmetscherInnen und –anwerterInnen sind also neben dem Erwerb der jeweiligen Gebärdensprache dazu angehalten, sich mit der jeweiligen Gehörlosenkultur auseinander zu setzen. An dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben soll die Tatsache, dass die Kontakte zur Gehörlosengemeinschaft für das Erlernen ihrer Sprache und das Verstehen ihrer Kultur unerlässlich sind, aber naturgemäß auch Konfliktpotential aufgrund der unausgeglichene „Machtverhältnisse“ bergen. Denn

„vom Dolmetscher wird jedenfalls die Unterordnung unter die Regeln der Gehörlosenkultur verlangt, obwohl natürlich einige Gehörlose toleranter sind als andere. Aber nicht nur für die DolmetscherInnen bietet sich das Problem der Nähe, auch die Gehörloseninstitutionen sind diesbezüglich leidgeprüft, und nicht selten hat ein/e DolmetscherIn seine/ihre Kompetenzen und die zu beachtenden Kulturgrenzen jäh überschritten. Aus dieser empfindlichen Situation ergeben sich genügend Konflikte, um die Zusammenarbeit spannend zu gestalten.“ (Schodterer 2002: 193)

Auf diese eben geschilderte Problematik wird im folgenden Kapitel genauer eingegangen.

3 Gebärdensprachdolmetschen

„Ausgangspunkt des Dolmetschens für Gehörlose ist ein Wahrnehmungsproblem: Hörbares muss sichtbar gemacht werden.“ (Ebbinghaus / Heßmann, 1989: 177)

Die Verankerung der ÖGS als eigenständige Sprache in der österreichischen Bundesverfassung im Jahre 2005 ist zwar eine große Errungenschaft, führte jedoch zu keiner wesentlichen Verbesserung der Lebenssituation von Gehörlosen. ÖGS-DolmetscherInnen kommt daher oftmals neben ihrer kommunikativen Rolle auch eine soziale Rolle zu. Gerade auch weil Gehörlose von der Gesellschaft gerne auch als Behinderte abgestempelt werden, die ungewohnte Bewegungen machen, Grimassen schneiden et cetera kommt ÖGS-DolmetscherInnen eine besonders wichtige Rolle zu. Die Dolmetschqualität ist hierbei von besonderer Bedeutung. (Vgl. Krausneker 2006)

3.1 Geschichte des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich

Die wirklichen Anfänge des Gebärdensprachdolmetschens sind nicht belegt, die Anfänge der GebärdensprachdolmetscherInnen-Ausbildungen und damit die Professionalisierung dieses Berufes sind jedoch sehrwohl belegbar. Im Folgenden möchte ich mich ausschließlich auf die Situation in Österreich konzentrieren, da die GebärdendolmetscherInnen-Ausbildungen von Land zu Land variieren und der diesbezügliche Ländervergleich nicht Ziel dieser Arbeit ist. Nadja Grbić, Barbara Andrée und Sylvia Grünbichler sehen die Anfänge des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich in erster Linie in den sogenannten „natürlichen Dolmetschern“ (vgl. dazu auch Fuchs 2009) und beschreiben diese folgendermaßen:

„In Österreich waren GebärdendolmetscherInnen bis Mitte der 90er Jahre so genannte natürliche DolmetscherInnen, Söhne und Töchter, Freunde und Bekannte, SozialarbeiterInnen und LehrerInnen von Gehörlosen, die emotional sehr stark mit den Gehörlosen, für die sie arbeiteten verbunden waren. Sie hatten keine Ausbildung genossen, verfügten über kein klar umrissenes Berufsbild und arbeiteten in der Regel isoliert.“ (Grbić/Andrée/Grünbichler 2004:138)

Wie groß der Bedarf nach einer Professionalisierung des Berufes zu diesem Zeitpunkt war, da sich das Fehlen einer Ausbildung für GebärdensprachdolmetscherInnen offenbar auf die Qualität der Dolmetschleistung niederschlug, schildert der Gebärdensprachdolmetscher Andreas Schodterer in einem Aufsatz mit folgenden Worten:

„Als DolmetscherInnen waren wir auf das eigene Talent und die Zugangschancen zur Sprache angewiesen, was sich natürlich auf Sprach- und Dolmetschniveau auswirkt. Ich traf in meiner Arbeit vor allem auf zwei schockierende Fakten: erstens das mancherorts sehr niedrige Dolmetschniveau und zweitens die Tatsache, dass sich gehörlose und hörende Gesprächsteilnehmer mit einem derart niedrigen Dolmetschniveau zufrieden gaben.“ (Schodterer 1997: 159, zit. nach ibid. 138f)

Neben der Dolmetschqualität wirkte sich dieses Fehlen einer Ausbildung auch negativ auf das Rollenverständnis der GebärdensprachdolmetscherInnen aus. Durch ihre emotionale Bindung zu den Gehörlosen, sahen sie sich nicht in erster Linie als Sprachmittler, sondern „als helfende FreundInnen, die sich für Gehörlose einsetzten, da sie ihren ‚Schützlingen‘ die Selbstverantwortung für persönliche, soziale und berufliche Belange nicht zugestanden“. (ibid. 139) Dies wurde jedoch nicht nur von den DolmetscherInnen so empfunden, sondern auch von hörenden Menschen, die in Gebärdensprachdolmetsch-Situationen involviert waren. (Vgl. Grbić/Andrée/Grünbichler 2004 / Ebbinghaus/Heßmann 1989)

3.2 Einsatzbereiche des Gebärdendolmetschens

Gebärdendolmetschen ist überwiegend im Bereich des Community Interpreting, also vor allem im Arbeits- und Sozialbereich, bei Behörden und Ämtern oder auch beim Arzt oder im Krankenhaus zu finden.³ Einer Umfragereihe zufolge, deren Ergebnisse Nadja Grbić, Barbara Andrée und Sylvia Grünbichler im bereits zitierten Werk „Zeichen setzen“ präsentieren, erlangt jedoch vor allem das Dolmetschen im Bildungsbereich immer mehr Bedeutung. Die erste Umfrage im Jahr 1993 (unter 33 Gebärdensprachdolmetschern) ergab, dass 62% der Einsatzbereiche dem Community

³ Zum Thema Community Interpreting vgl. Grbić/Pöllabauer 2008 / Pöchhacker 2004

Interpreting zuzuordnen waren, 17% entfielen auf den Bereich Aus- und Weiterbildung, 10% wurde im Rechtsbereich gedolmetscht, 2% bei Kongressen und 9% in sonstigen Bereichen. Während das Dolmetschen im Rechtsbereich 1997 auf 5% und 2001 auf 3% zurückging und das Community Interpreting 1997 auf 57% und 2011 auf 53%, stieg der Dolmetschbedarf in Aus- und Weiterbildung stetig an, um sich 2001 auf 36% mehr als zu verdoppeln. Zurückzuführen ist dieser Berufsbildwandel auf das vermehrte Weiterbildungsangebot für Gehörlose in zahlreichen Ausbildungsstätten in Österreich. (Grbić/Andrée/Grünbichler 2004: 147f)

Nicht zu vernachlässigen ist auch das Dolmetschen in Gehörlosenvereinen diverser Bereiche, das oft mit Tätigkeiten, die über das Dolmetschen hinaus gehen, in Verbindung steht. Wenngleich es in diesem Bereich zu Rollenkonflikten und Abgrenzungsproblemen kommen kann, ist das Mitwirken von Dolmetschern, von großer Bedeutung. (Vgl. Grbić 2003) Der bereits zitierte österreichische Gebärdendolmetscher Andreas Schodterer schildert seine diesbezüglichen Erfahrungen mit folgenden Worten:

„Meine Tätigkeit im Verband der Gehörlosenvereine teilt sich in Sozialarbeit auf der einen Seite und reine Dolmetschaufträge auf der anderen Seite, und wie überall bei Aufträgen des „community interpreting“ sind die Grenzen zwischen Sozialarbeit und Dolmetschen nicht immer klar erkennbar.“ (Schodterer 2002: 191)

In politischen und religiösen Settings oder auch im Medienbereich wächst der Bedarf an GebärdensprachdolmetscherInnen ebenfalls stetig, wenn auch langsam. Ein noch kleiner aber immer wichtiger werdender Bereich ist das Gebärdendolmetschen bei Konferenzen. Als Beispiel hierfür kann der XII. Kongress der World Federation of the Deaf angeführt werden, der im Juli 2004 in Wien stattfand und bei der an die 120 DolmetscherInnen für ca. 60 verschiedene Gebärdensprachen 200 Fachvorträge dolmetschten. (Vgl. Grbić 2003)

3.3 Techniken des Gebärdendolmetschens

Das Gebärdensprachdolmetschen kennt mehrere Dolmetschtechniken, die je nach Situation angewendet werden. Ein Großteil der Dolmetschsituationen erfordert jedoch

die Technik des Simultandolmetschens, wenngleich auch Vom Blatt Dolmetschen, LBG-Dolmetschen oder auch Konsektivdolmetschen Anwendung finden. (Vgl. Grbić 2003).

„Beim Simultandolmetschen wird eine ununterbrochen gehaltene Rede fortlaufend in eine andere Sprache übertragen. (...) ‚Simultan‘ ist diese Form des Dolmetschens insofern Ausgangs- und Übersetzungstext zur gleichen Zeit gesprochen werden. Für den Dolmetscher (sic!) ergibt sich damit die Notwendigkeit, Sprache gleichzeitig zu verstehen und selbst zu produzieren.“ (Ebbinghaus/Heßmann 1989:196)

Mit dem Hören oder (im Falle von Gebärdensprachen) Sehen ist es dabei aber nicht getan, denn bevor das Gehörte oder Gesehene übersetzt beziehungsweise gedolmetscht werden kann, muss dessen Inhalt verstanden werden. Nachdem der Inhalt erfasst wurde, kommt es zur Umwandlung in die jeweils andere Sprache. Dabei kommt es naturgemäß zu einer gewissen Zeitverschiebung, die im Englischen als „timelag“ oder im Französischen als „décalage“ bezeichnet wird. Um diese Zeitverschiebung so kurz wie möglich zu halten, wenden DolmetscherInnen die Technik des Antizipierens an. (Vgl. Pöchlhammer 2004 / Ebbinghaus/Heßmann 1989)

Horst Ebbinghaus und Jens Heßmann unterscheiden in ihrer Auseinandersetzung mit der Deutschen Gebärdensprache das „Lautsprachorientierte Dolmetschen (LBG)“ vom „Gebärdensprachlichen Dolmetschen (DGS)“ (Ebbinghaus/Heßmann 1989: 175ff).

3.3.1 Lautsprachorientiertes Dolmetschen (LBG)

Das sogenannte Lautsprachorientierte Dolmetschen kann auch als wie das bereits erwähnte Lautsprachbegleitende Gebärden (LBG) bezeichnet werden und wird von Ebbinghaus und Heßmann als „Fähigkeit, einzelne lautsprachliche Elemente mit Hilfe der unter Gehörlosen üblichen Handzeichen gezielt körperlich einzubetten“ (ibid. 178) beschrieben. Für Außenstehende mag dieses System ideal erscheinen, bei näherer Betrachtung jedoch fällt auf, dass es Gebärdensprachen jeglicher Legitimation natürlich gewachsener Sprachen mit eigener Grammatik beraubt. LBG kann daher lediglich als Hilffssystem angewendet werden, um bestenfalls Teilinhalte zu vermitteln. Als problematisch erweist sich außerdem, dass es nicht für jedes Wort eine eindeutige

Gebärde gibt, da Gebärdensprachen genauso wenig wie Lautsprachen nur aus Wörtern bestehen sondern auch eine jeweils eigene Grammatik aufweisen, ohne der nicht alle Inhalte vermittelt werden können. An dieser Stelle bietet sich das von Ebbinghaus und Heßmann angeführte Beispiel der Gebärde WISSEN. Diese Gebärde steht (zumindest in der deutschen Gebärdensprache) für das Wissen an sich sowie für das Verb wissen und all dessen Flexionen.

„Der Hörende (sic!), der den Satz ‚Das wusste er nicht‘ spricht, ordnet also etwa dem zweiten Wort die Gebärde WISSEN zu. (...) Die formalen Charakteristika der gesprochenen Elemente richten sich nach dem jeweiligen lautsprachlichen Zusammenhang und bleiben gebärdlich undifferenziert. (...) Insbesondere der für das Deutsche wesentliche Bereich der Flexionsmorphologie bleibt somit den Ablese- bzw. Kombinationskünsten Gehörloser überlassen.“ (ibid. 179)

Ein weiteres Problem bezieht sich nicht auf die mangelhafte Anwendung der Gebärdensprache und ihre Reduzierung auf einzelne Gebärden sondern auf die oftmals geringe Lautsprachenkompetenz von Gehörlosen. (Vgl. Ebbinghaus/Heßmann 1989 / Krausneker/Schalber 2007 / Grbić 1994)

3.3.2 Gebärdensprachliches Dolmetschen (DGS)

Das von Ebbinghaus und Heßmann bezeichnete „Gebärdensprachliche Dolmetschen“ (Ebbinghaus/Heßmann 1989: 194) kommt der oben zitierten Definition des Simultandolmetschens am nächsten. Im Idealfall sollten GebärdendolmetscherInnen demnach „den Inhalt gesprochener Texte mit Mitteln wiedergeben, die so auch in der Kommunikation unter Gehörlosen vorkommen“ (ibid. 199). Studien mit GebärdendolmetscherInnen in Berlin zufolge legen die DolmetscherInnen jedoch den Hauptfokus auf die Übertragung des Inhalts, zu Lasten der Gebärdensprache. Der größte Vorwurf, der den DolmetscherInnen im Zusammenhang mit dieser Studie gemacht wird ist dabei ihre Bequemlichkeit. „Tatsächlich dürfte es recht angenehm für den Dolmetscher (sic!) sein, sich an den Ausgangstext anzulehnen und die Spur des gesprochenen Wortes mehr oder weniger direkt nachzuzeichnen.“ (ibid. 195) Zurückzuführen ist dies unter anderem auch auf den Faktor Zeit, denn in der Theorie

kann der/die GebärdendolmetscherIn den gesprochenen Ausgangstext hören und zeitgleich (simultan) gebärden. Um den bereits erwähnten „Timelag“ so kurz wie möglich zu halten wird demzufolge verkürzt und vereinfacht. „Sprache wird hier nicht übersetzt, sondern bestenfalls aufbereitet. Hörbares soll sichtbar und Schwieriges gegebenenfalls einfacher gemacht werden – einem zeitlich unmittelbaren Nachvollzug scheint nichts im Weg zu stehen.“ (ibid. 196) Der Prozess des Verstehens des zu dolmetschenden Inhaltes ist jedoch wesentlich für eine korrekte Dolmetschung denn „gebärdensprachlich übersetzen kann nur, wer angemessenen Abstand zum Ausgangstext hält und sich auf diese Weise Gelegenheit zu gründlichem Verstehen und planvoller Textumwandlung verschafft.“ (ibid. 199)

Eine und wenn nicht gar die wichtigste Voraussetzung für die Erbringung qualitativer Dolmetschleistungen ist die sprachliche Kompetenz. Und obwohl von DolmetscherInnen (und hierbei sind Lautsprachen- wie GebärdensprachdolmetscherInnen gleichermaßen gemeint) nur allzu gern angenommen und erwartet wird, dass sie das gesamte sprachliche Vokabular ihrer jeweiligen Arbeitssprachen beherrschen, ist die Beschäftigung mit dem Vokabular, der sogenannten Terminologie und Fachterminologie, das Erfassen, Verarbeiten, Verwenden und Speichern der Terminologie grundlegend für diesen Beruf. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit dem Feld der Terminologiewissenschaft und dessen Bedeutung für (ÜbersetzerInnen und) DolmetscherInnen. Im Anschluss daran erfolgt ein Überblick über die Möglichkeiten der Terminologieerfassung für GebärdensprachdolmetscherInnen.

4 Grundbegriffe der Terminologiewissenschaft

Die Terminologiewissenschaft fand einen ihrer Anfänge in der „Allgemeinen Terminologielehre“ von Eugen Wüster, der sich im Rahmen seiner Dissertation „Die Internationale Sprachnormung in der Technik, besonders in der Elektrotechnik – Die nationale Sprachnormung und ihre Verallgemeinerung“ mit der systematischen Erfassung von Fachterminologie im Bereich der Elektrotechnik beschäftigt hat und in der Folge umfassende Grundlagen für die Terminologiewissenschaft schuf. Seine Arbeit fand unter anderem ihren Niederschlag in diversen ISO-Normen der Internationalen Normungsorganisation (ISO) sowie im sogenannten „Terminologieschlüssel“ (Felber/Lang/Wersig 1979: 22) der auf sämtlichen Sprachen Europas aufbaute. Als Techniker galt sein Interesse in erster Linie der Fachterminologie sowie der Terminologienormung, um die Fachkommunikation zwischen Wissenschaftlern zu vereinfachen sowie zu beschleunigen. In der in seinem Gedenken geschriebenen Festschrift „Terminologie als angewandte Sprachwissenschaft“ wird Wüster mit folgenden Worten beschrieben:

„Wüster geht als Ingenieur an die Sprache heran und beurteilt sie mit dem Maßstab der Wirtschaftlichkeit. Er untersucht den Ist-Zustand des Werkzeugs der fachlichen Verständigung und stellt Überlegungen über seinen Soll-Zustand an. Damit gibt er der technischen Sprachnormung ihre wissenschaftliche Fundierung.“ (ibid.: 21)

Um eine ideale Fachkommunikation zu ermöglichen unterschied Wüster zwischen „Begriff“ und „Benennung“ und erklärte diese Unterscheidung 1955 folgendermaßen: „Für den Terminologen ist die Sprache ein System von Benennungen (etwas Wahrnehmbares), durch welche ein System von Begriffen (etwas nur Gedachtes) symbolisiert wird.“ (ibid.: 110)

1974 fügte er hinzu:

„Jede Terminologearbeit geht von BEGRIFFEN aus. Sie zielt auf scharfe Abgrenzung zwischen den Begriffen. Das Reich der Begriffe wird in der Terminologie als unabhängig vom Reich der Benennungen angesehen. Daher sprechen die Terminologen von

„Begriffen“, wo die meisten Sprachwissenschaftler in Bezug auf die Gemeinsprache von „Wortinhalten“ sprechen.“ (ibid.: 111)

In seinem „Vierteligen Wortmodell“ legte er schließlich auch graphisch dar, in welchem Zusammenhang sprachliche Zeichen, Begriffe und Bedeutungen stehen:

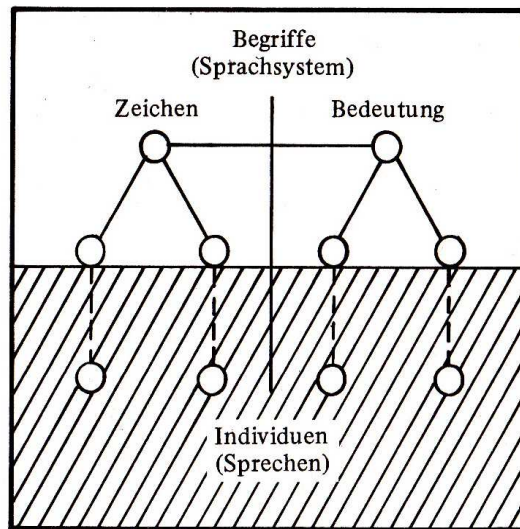


Abb. 2: Vierteliges Wortmodell nach Eugen Wüster (Felber/Lang/Wersig 1979:110)

Seiner Auffassung nach sind jedem Begriff eine Bedeutung sowie eine sprachliche Bezeichnung (ein Zeichen) zugeordnet. Dies wird im oberen Teil des Modells dargestellt. Dass die Wirklichkeit jedoch unterschiedlich wahrnehmbar ist stellt der untere Teil der Graphik dar – die Individuen, die sich voneinander unterscheiden und mitunter verschiedene Varianten erzeugen. In der weiteren Folge fand diese Unterscheidung auch in den DIN-Normen 2330, 2331 sowie 2342 ihren Niederschlag. (Vgl. Arntz/Picht/Mayer, 2009: 37)

4.1 Begriff – Gegenstand – Benennung - Terminus

Gemäß DIN 2342 ist der Begriff eine „Denkeinheit, die aus einer Menge von Gegenständen unter Ermittlung der diesen Gegenständen gemeinsamen Eigenschaften mittels Abstraktion gebildet wird“ (DIN 2342 (1992:1), zit. nach Arntz/Picht/Mayer 2009: 37) In einer Anmerkung heißt es weiters: „Begriffe sind nicht an einzelne Sprachen gebunden, sie sind jedoch von dem jeweiligen gesellschaftlichen und/oder

kulturellen Hintergrund einer Sprachgemeinschaft beeinflusst.“ (DIN 2342 (1992:1), zit. nach Arntz/Picht/Mayer, 2009: 43) Für die Schaffung von Normen ist daher der Begriff grundlegend denn „erst wenn klar wird, worüber man spricht, ist es sinnvoll zu überlegen, wie man den betreffenden Begriff am zweckmäßigsten benennen kann“ (Arntz/Picht/Mayer, 2009: 42). Eine weitere Definition des „Begriffes“ findet sich in der ÖNORM A 2704 „Terminologie - Allgemeine Grundsätze für Begriffe und Bezeichnungen“: „Begriffe dienen dem Erkennen von Gegenständen, der Verständigung über Gegenstände sowie dem gedanklichen Ordnen von Gegenständen. Ein Begriff kann auch durch Verknüpfung von anderen Begriffen gebildet werden.“ (ÖNORM A 2704, 1990:4, zit. nach Arntz/Picht/Mayer, 2009: 44f) In der weiteren Folge wird der „Gegenstand“ als „konkret“ oder „abstrakt“ eingestuft: „Gegenstände können konkret oder abstrakt sein. Konkrete Gegenstände sind entweder unmittelbar oder mittelbar mit Hilfe technischer Einrichtungen wahrnehmbar.“ (ÖNORM A 2704, 1990:4, zit. nach Arntz/Picht/Mayer, 2009: 45) Der Gegenstand und das, was wir uns darunter vorstellen oder wie es die Redensart sagt, wovon wir uns *einen Begriff machen* stehen also in direktem Zusammenhang.

Im alltäglichen Sprachgebrauch ist der *Begriff* auch in den Redensarten: *das ist mir ein Begriff* oder etwa *schwer von Begriff sein* wiederzufinden, ganz zu schweigen vom Verb *begreifen*. Nach dem *Begreifen* beziehungsweise der Begriffs-Findung eines Gegenstandes folgt schließlich die „Benennung“, die die DIN 2342 als „aus einem Wort oder mehreren Wörtern bestehende Bezeichnung“ (DIN 2342:2, zit. nach Arntz/Picht/Mayer, 2009: 37) definiert. Der Gegenstand wird also *beim Namen genannt*, um eine weitere Redensart zu verwenden. Begriff und Benennung gemeinsam ergeben den „Terminus“ beziehungsweise das Fachwort, das die DIN 2342 als „Das zusammengehörige Paar aus einem Begriff und seiner Benennung als Element einer Terminologie“ (DIN 2342 (1992:3), zit. nach Arntz/Picht/Mayer, 2009: 37) definiert. Terminologie wird im Gegenzug als „strukturierte Gesamtheit der Begriffe und der diesen zugeordneten Repräsentationen eines Fachgebietes“ (Budin 1996: 16) beschrieben. Was unter einem Fachgebiet verstanden wird, wird in der Folge erklärt.

Graphisch dargestellt wurde der Zusammenhang von Begriff, Gegenstand und Benennung im sogenannten „semiotischen Dreieck“, das von den Linguisten Ogden und Richards entwickelt wurde:

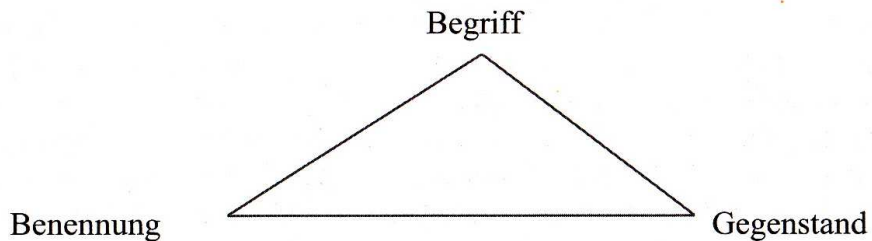


Abb. 3: Semiotisches Dreieck (Arntz/Picht/Mayer 2009: 38)

Bei Arntz, Picht und Mayer findet sich in diesem Zusammenhang auch folgende um die „Definition“ erweiterte Graphik des Normenentwurfs ISO CD 704 (1996) „Terminology Work – Principles and Methods“:

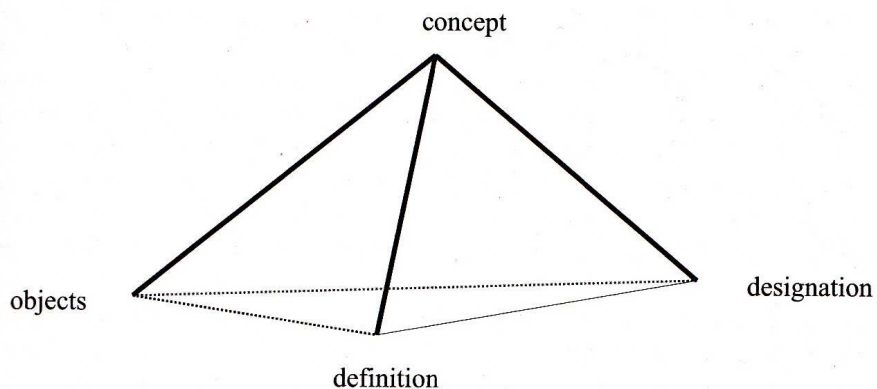


Abb. 4: Normenentwurf ISO CD (ibid.: 39)

Als abschließende Beschreibung des Zusammenhangs zwischen Begriffen, Gegenständen und Benennungen bietet sich folgender Auszug aus dem „Metzler Lexikon der Sprache“ an:

„Ob Begriffe bzw. deren Äquivalenten [Anm. auf die Äquivalenz wird in Kapitel 4.4 näher eingegangen] außermäntal existierten, nach Platon als selbstständig existierende *idéai*,

oder ob als die von Gott emanierende Universalien (Realisten.) (...) 2) Ob Begriffe ‚Gedanken‘ oder ‚Vorstellungen‘ seien als abstraktive mentale Konstruktionen (Locke, Nominalisten), ob sie psychische Abbilder der Dinge (Aristoteles) seien 3) oder ob alle Begriffe einer Ähnlichkeit entdeckenden Verstandestätigkeit entsprängen, oder ob es einerseits projektiv entworfene und ‚eingeborene Begriffe‘ andererseits gäbe (Descartes). 4) Kant diskutiert ob Begriffe eine außersprachliche Repräsentationsebene bilden, oder ob sie 5) ‚konstitutiv sprachgebundene Einheiten sind‘ (Herder, Humboldt)“ (Glück 2000: 99f, zit. nach Berger 2006: 44)

4.2 Der Terminologie / Die Terminologin

Wenngleich Eugen Wüster mit seiner oben genannten Dissertation den Grundstein für das terminologische Arbeiten im Bereich der Naturwissenschaften und Technik gelegt hat, so bedeutet dies nicht, dass Terminologie nur in diesen Fachgebieten von Bedeutung ist. Ganz im Gegenteil – vor allem durch die gesteigerte Zusammenarbeit auf internationaler Ebene, die ein Mehr an zu übersetzenden Fachtexten mit sich bringt, entsteht ein Mehr an Fachterminologie, die nicht einmal im Ansatz von Wörterbüchern allein erfasst werden kann.

„In diesem Zusammenhang hat sich in den letzten Jahrzehnten der Beruf des *Terminologen* (sic!) entwickelt, der Fachwortbestände sammelt, systematisiert und bearbeitet [...] Dabei geht es insbesondere darum, neue Fachwörter möglichst bald nach ihrer Entstehung zu erfassen und ihre exakte Bedeutung zu klären bzw. festzulegen. Die Ergebnisse dieser Arbeit, insbesondere die der systematischen Terminologearbeit, werden den Benutzern in Fachwortlisten, Glossaren oder Fachwörterbüchern zur Verfügung gestellt oder sind bei Terminologiedatenbanken abrufbar.“ (Arntz 2003: 77)

Dabei geht es einerseits um die Beobachtung und Analyse der Terminologieentwicklungen sowie um die Grundlagenerstellung für die weiterführende Terminologearbeit. In der Praxis unterscheidet man hierbei die „deskriptive“ von der „präskriptiven“ (ibid. 78) Terminologearbeit. Während die deskriptive Terminologearbeit beschreibt und festhält, wie sich die Terminologie entwickelt, greift die präskriptive Terminologearbeit durch Normierungen aktiv in den Sprachgebrauch ein. (Vgl. ibid.)

4.3 Fachgebiet, Fachkommunikation und Fachsprache

Für Hans R. Fluck stehen die Fachkommunikation und damit ein gesteigertes Interesse an Fachterminologie mit der „Prager Schule“ sowie mit den Anfängen der „Wirtschaftslinguistik“ (Fluck 2003: 73) der 1930er Jahre in engem Zusammenhang. Damals wie heute sei die Fachsprachenforschung ein Teil der angewandten Linguistik. Die Fachsprachenlinguistik arbeitet seiner Meinung nach mit diversen Sachfächern zum Einen sowie mit Nachbardisziplinen wie der Lexikographie oder der Soziolinguistik zum Anderen zusammen. Zu erwähnen sei an dieser Stelle auch die „kommunikativ-pragmatische Wende“ (ibid.), die in den 1970er Jahren dazu führte, dass man von der Suche nach Definitionen Abstand nahm und sich vermehrt der „Sprache im Fach“ (ibid.) zuwandte. (Vgl. ibid.)

Die Terminologiewissenschaft als sogenannte „Wissenschaft von den Fachwortschätzen“ (Arntz/Picher/Mayer 2009: 5) steht also in engem Zusammenhang mit diversen „Fachgebieten“. Für Gerhard Budin ist in diesem Zusammenhang „das traditionelle ‚Abgrenzungsproblem‘ zwischen Alltagssprache und Fachsprache relevant, das vorläufig wohl eher mit handlungspragmatischen Kriterien, und auch dann nur für konkrete Diskurssituationen von Fall zu Fall gelöst werden kann“ (Budin 1996: 17) von Bedeutung. Von der Terminologiewissenschaft wird aber zunehmend mehr als die Schaffung von Benennungen für Begriffe gefordert. Vielmehr wird von ihr erwartet, Terminologiesysteme zu erschaffen, die gleichzeitig eine Ordnungsfunktion aufweisen, wie in Kapitel 5.2 erörtert wird.

4.4 Äquivalenz

Für DolmetscherInnen (wie auch für ÜbersetzerInnen) ist naturgemäß die zwei- oder auch mehrsprachige Terminologiearbeit von vorrangiger Bedeutung. Außenstehende würden die Äquivalenz als solche möglicherweise als selbstverständlich ansehen, vor allem für Menschen, die über wenig bis keine Sprachkompetenz außerhalb ihrer Muttersprache verfügen, mögen das Konzept der Äquivalenz und vor allem die Schwierigkeiten, mit denen TerminologInnen, DolmetscherInnen, ÜbersetzerInnen und alle, die mit mehreren Sprachen zu tun haben, konfrontiert sind, nicht im Ansatz

nachvollziehbar sein. Gibt es doch zahlreiche Terminologiebestände, wie beispielsweise zweisprachige Wörterbücher, in denen man doch nur nachzusehen bräuchte. Bei näherer Betrachtung und spätestens bei der Auseinandersetzung mit Wörterbüchern, die weit über die gedruckte Form einer alphabetischen Wortliste hinausgehen und neben zahlreichen „Äquivalenzen“ vielleicht auch noch Beispielsätze anführen, in welchem Kontext die jeweiligen Benennungen anzuwenden seien, fällt auf, wie schwierig es oft ist, Äquivalente, also Entsprechungen eines Inhalts in einer anderen Sprache zu finden. Die weitere Überlegung führt in der Regel zur Ansicht, dass es berechtigterweise ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen gibt. Zwar wird nicht allzu selten von ihnen erwartet, wandelnde Wörterbücher zu sein, jedoch gepaart mit der Anerkennung, aus den vielen zur Verfügung stehenden Benennungen in den diversen Sprachen, jeweils „die Richtige“ im jeweiligen Kontext zu wählen. Dass es in jeder Situation „die Richtige“ Benennung geben soll, vorausgesetzt es gibt sozusagen „den richtigen Begriff“, also man versteht wirklich, was gemeint ist, ist auch in der Translationswissenschaft ein umstrittenes Konzept. Mary Snell-Hornby spricht in diesem Zusammenhang sogar von der „Illusion der Äquivalenz“ (Vgl. Snell-Hornby 1994).

4.4.1 Das Äquivalenzproblem

Diese „Illusion der Äquivalenz“ oder auch das Äquivalenzproblem gibt es sowohl in der Gemein- als auch in der Fachsprache. Während man sich in der Gemeinsprache vielfach mit Konnotationen auseinanderzusetzen hat, erweist sich die Fachsprache als weniger problematisch denn in der Regel verfügt sie über definierbare Termini mit bestimmtem Begriffsinhalt. Das jeweilige Fachgebiet und der Kontext müssen in weiterer Folge genau definiert werden, um sie und schließlich das Begriffs- und Benennungssystem miteinander vergleichen zu können. Diese Vordefinition macht sich besonders bezahlt wenn es um komplexe und sehr unterschiedliche Systeme geht, wie beispielsweise Rechtssysteme verschiedener Länder. (Vgl. Arntz/Picht/Mayer 2009: 148 f)

In diesem Zusammenhang bietet sich folgende graphische Darstellung an :

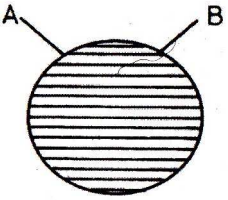
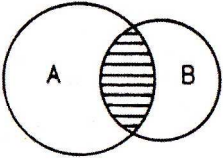
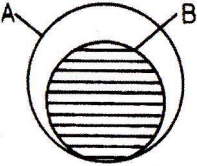
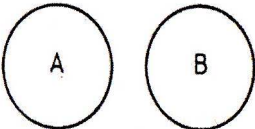
1. Vollständige begriffliche Äquivalenz	$A = B$	
$A = a_1, a_2, a_3 \dots$ $B = b_1, b_2, b_3 \dots$	$a_1 = b_1$ $a_2 = b_2$ $a_3 = b_3$ $\dots = \dots$	
2. Überschneidung	$A \sim B$	
$A = a_1, a_2, a_3, a_4 \dots$ $B = b_1, b_2, b_3, b_4 \dots$	$a_1 = b_1$ $a_2 = b_2$ $a_3 = b_3$ $a_4 \neq b_4$ $a_5 \neq b_5$	
3. Inklusion	$A > B$	
$A = a_1, a_2, a_3, a_4$ $B = b_1, b_2, b_3$	$a_1 = b_1$ $a_2 = b_2$ $a_3 = b_3$ a_4 b_4 fehlt	
4. Keine begriffliche Äquivalenz	$A \neq B$	
$A = a_1, a_2, a_3 \dots$ $B = b_1, b_2, b_3 \dots$	$a_1 \neq b_1$ $a_2 \neq b_2$ $a_3 \neq b_3$ usw.	

Abb. 5: Äquivalenz (Arntz/Picht/Mayer 2009: 153)

Damit man zwei Termini als äquivalent, also gleichwertig, betrachten kann, muss es eine Übereinstimmung in allen Begriffmerkmalen geben. Dies ist die Vollständige begriffliche Äquivalenz (1.). Begriffliche Überschneidung (2.) kann einerseits bedeuten, dass die Termini inhaltlich überwiegend übereinstimmen oder nur teilweise übereinstimmen. In der Graphik wird diese Übereinstimmung als schraffierte Schnittmenge dargestellt. Im Fall der Inklusion (3.) liegt ebenfalls eine inhaltliche Übereinstimmung vor, jedoch verfügen die Termini über weitere Bedeutungen, die

nicht übereinstimmen. In diesem Fall ist je nach Kontext zu entscheiden, ob diese teilweise Übereinstimmung als Äquivalenz ausreicht und vor allem ob die weiteren Bedeutungen vernachlässigt werden können. Keine begriffliche Äquivalenz (4.) ist das Gegenteil der begrifflichen Äquivalenz (1.), das heißt es gibt keine gemeinsame Schnittmenge und keine inhaltliche Übereinstimmung der untersuchten Termini. (Vgl. *ibid.*)

Ist zwischen zwei untersuchten Termini keine begriffliche Äquivalenz festzustellen, gibt es drei Möglichkeiten, um den jeweiligen Sachverhalt beziehungsweise Inhalt in eine anderen Sprache wiederzugeben: die „Entlehnung oder Lehnübersetzung aus der Ausgangssprache“, das „Prägen einer Benennung in der Zielsprache“ oder die „Schaffung eines Erklärungsäquivalents“. (*ibid.* 2009: 156f).

Die Umsetzung der eben zusammen gefassten Erkenntnisse der Terminologiewissenschaft erfolgt in terminologischen Systemen, die im folgenden Kapitel erläutert werden.

5 Terminologische Systeme

5.1 Die Wissens-, Informations- und Kommunikationsorganisation (WIKO)

Bedeutende Grundlagen für den Aufbau terminologischer Systeme finden ihren Ursprung in der Wissens-, Informations- und Kommunikationsorganisation (WIKO). Um den Zusammenhang von Wissen, Information und Kommunikation zu erklären, eignet sich das Grundmodell der Wissens-, Informations- und Kommunikationsorganisation:

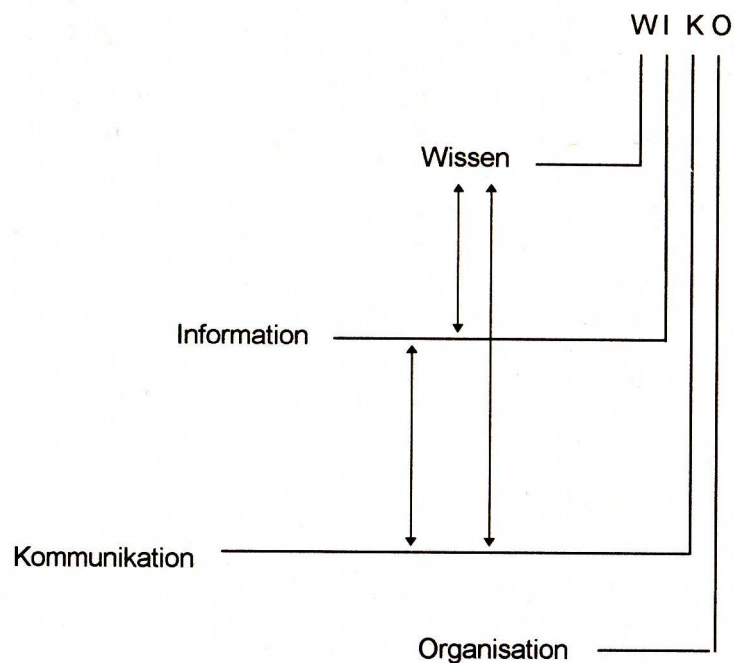


Abb. 6: Grundmodell des WIKO-Ansatzes (Budin 1996: 32)

Budin merkt dazu an, „dass nur in Anwendung des Organisationsbegriffes und einer systemtheoretischen Betrachtungsweise eine einheitliche und kohärente Theorie der Prozesse und Strukturen der Erzeugung, Darstellung, Vermittlung des Fachwissens, der Fachinformation in Form von Fachkommunikation möglich ist.“ (Budin 1996: 32) Dies ist von besonderer Bedeutung wenn der WIKO-Ansatz als Theorie angesehen

wird. Die systemtheoretische graphische Darstellung des eben beschriebenen Grundmodells sieht folgendermaßen aus:

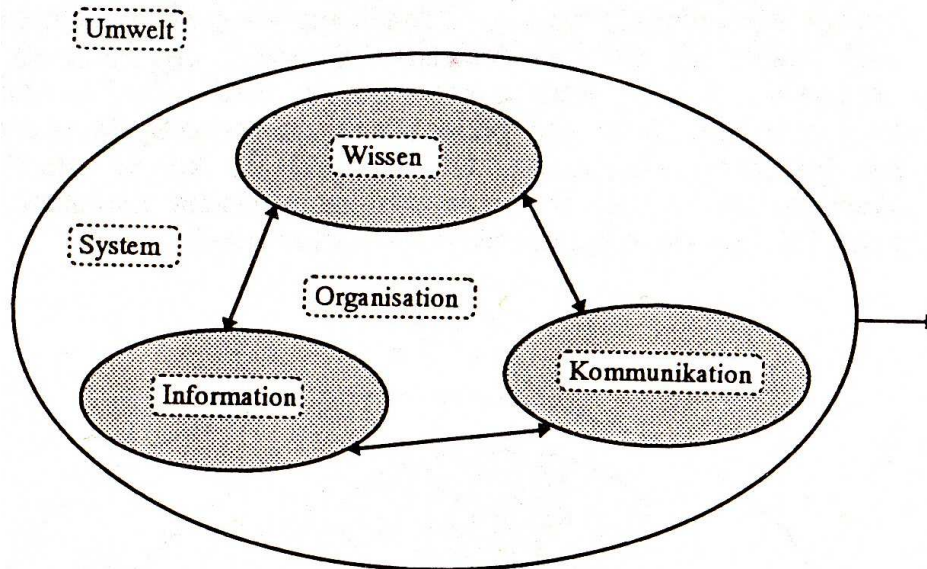


Abb. 7: Systemtheoretische Darstellung des WIKO-Grundmodells (Budin 1996: 34)

In dieser Abbildung lässt sich auf einen Blick erkennen, wie Wissen, Information und Kommunikation miteinander in Zusammenhang stehen und in einem System organisiert werden können. Das Gesamtsystem sowie jedes Teilsystem verfügt über ihm eigene Evolutionsmechanismen, wobei die jeweilige Komplexität stets von der Umwelt beeinflusst und reduziert wird. Die einzelnen Teilsysteme können in weitere Teilsysteme unterteilt werden wie etwa in abgrenzbare Fachgebiete oder Wissensbestände. Die Ordnung all dieses Wissens und der dazugehörigen Fachwortbestände ist, wie bereits angedeutet, Aufgabe der Terminologiewissenschaft.

5.2 Ordnungsfunktionen terminologischer Systeme

Terminologie ist Gerhard Budin zufolge ein

„epistemisch-informationell-kommunikatives System, das nach pragmatisch festlegbaren Kriterien (Funktionen, Ziele, Zwecke) bestimmte Organisationsprinzipien aufweist und in dem die primäre Bezugseinheit die terminologische Einheit (als Entsprechungsrelation zwischen Begriff und Repräsentation) ist“ (Budin 1996: 125).

In dieser Definition lassen sich drei Ordnungsfunktionen erkennen, die terminologische System zu erfüllen haben, nämlich eine epistemische, informationelle und diskursleitende Funktion. (ibid. 18) Die epistemische Funktion ist für Budin ein „erkenntnisförderndes Instrument im Sinne der Wissensorganisation“ (ibid. 18), eine informationelle Funktion weisen terminologische Systeme auf, da sie praktische Informationen in geordneter Form vermitteln, diskursleitende Funktion haben sie, da sie die Fachkommunikation erleichtern und damit optimieren. (Vgl. ibid.)

Die Vorteile von solch polyfunktionalen Systemen liegen auf der Hand. Beispielsweise kann ein terminologisches System die Fachterminologie mehrere Arbeitsbereiche eines Unternehmens erfassen. Damit wird nicht nur die Kommunikation zwischen den Abteilungen vereinfacht, es werden auch langfristig Kosten gespart. Problematisch ist jedoch oftmals die Abgrenzung des Terminologie-Bereiches. Denn je mehr Terminologie von einem terminologischen System erfasst werden soll, desto tiefer muss zuvor in die Materie eingedrungen werden und eine Auseinandersetzung mit komplexen Strukturen stattfinden. (Vgl. ibid.)

Geht man von den drei genannten Funktionen aus, betrachtet man die Terminologie als „übergeordnetes System“, das auf bestimmte Art und Weise verschiedene Wissensgebiete zusammenfasst und ordnet. Auf folgender Graphik ist zu erkennen, wie die Terminologie Information, Wissen und Kommunikation miteinander vereint:

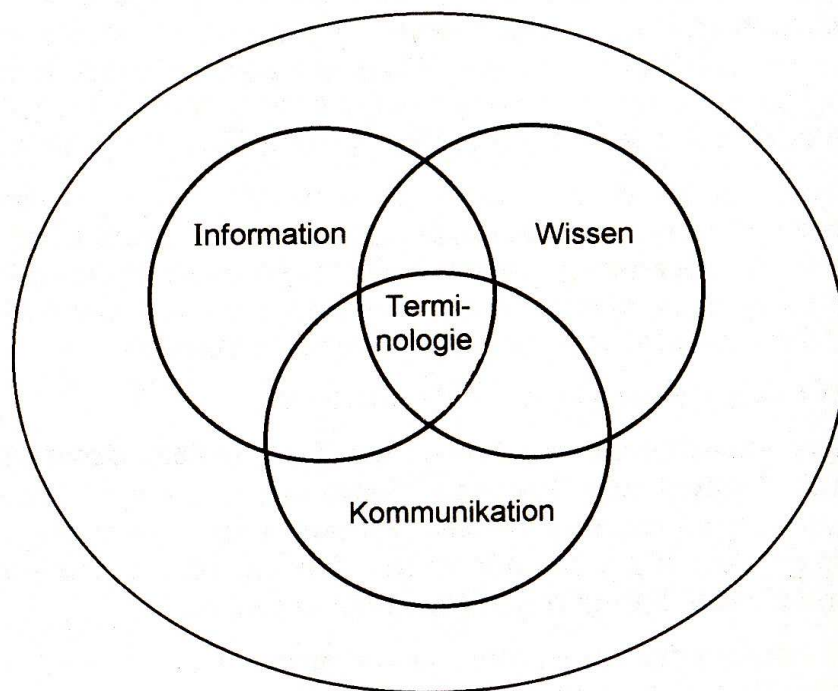


Abb. 8: Information Wissen und Kommunikation (Budin 1996: 126)

Drei Kreise, die jeweils Information, Wissen und Kommunikation darstellen, liegen übereinander – der Überlappungs-Bereich stellt die Terminologie dar. Die Terminologie ist also das Bindeglied zwischen Information, Wissen und Kommunikation denn ohne Terminologie ist das Zusammenspiel der drei Bereiche nicht möglich. Umgekehrt gäbe es, vereinfacht ausgedrückt, auch ohne Information, Wissen und Kommunikation keine Terminologie. (Vgl. Budin 1996)

5.3 Terminologieerfassung für DolmetscherInnen

Wenngleich DolmetscherInnen nur allzu gern als wandelnde Wörterbücher oder Enzyklopedien angesehen werden (vgl. Will 2009) bleibt es auch Ihnen nicht erspart, sich mit Terminologearbeit auseinanderzusetzen. Im Vergleich zum Übersetzen gibt es zur Terminologearbeit für DolmetscherInnen wenig wissenschaftliche Literatur. Martin Will hat sich als einer der ersten im Rahmen seiner Dissertation mit dem Titel „Dolmetschorientierte Terminologearbeit. Modell und Methode“ mit dieser Thematik eingehend auseinandergesetzt und gezeigt, dass DolmetscherInnen zum Teil komplett andere Herangehensweisen für eine erfolgreiche Terminologearbeit brauchen als

ÜbersetzerInnen. Während DolmetscherInnen in der Regel einen gesprochenen Text in einen gesprochenen Text übersetzen, arbeiten ÜbersetzerInnen mit schriftlichen Texten. Auf Mischformen wie auf das Vom-Blatt-Übersetzen, bei dem ein schriftlicher Text mündlich übersetzt wird, soll an dieser Stelle ebenfalls hingewiesen werden sowie auf die Problematik, abgelesener Reden. (Will 2009) DolmetscherInnen haben es mit flüchtigen Ausgangs- und Zieltexten zu tun, wichtig für das Endprodukt ist vor allem die Wiedergabe des Inhalts, weniger jedoch ihre Form. Dolmetschleistungen sind für den sofortigen und in der Regel einmaligen Gebrauch bestimmt, während Übersetzungen in schriftlicher Form vorliegen, beliebig oft reproduziert werden können und oft auch werden.

Martin Will führt weiters an, dass DolmetscherInnen im Unterschied zu ÜbersetzerInnen stets mit den DolmetschleistungsempfängerInnen konfrontiert werden und somit in das „Interaktionsgeschehen“ (ibid. 24) eingebunden sind. Es stehen ihnen also zusätzliche Mittel wie Intonation oder Gestik und Mimik zur Verfügung, um die Dolmetschsituation und den Ausgangstext besser einzuschätzen und ihre mündliche Übersetzung zu beeinflussen. Als eher nachteilig können sich in diesem Fall jedoch beispielsweise Akzente eines/einer Redners/in erweisen, die das Verständnis erschweren. Nicht zu vernachlässigen ist zweifelsohne auch der Leistungsdruck, dem DolmetscherInnen in der direkten Interaktion ausgesetzt sind. Ein weiterer Unterschied ist laut Will die „Fremdbestimmtheit“ (ibid. 25) während der Dolmetschsituation. Denn der/die DolmetscherIn hat in der Regel weder Einfluss darauf, wann oder wo die Dolmetschsituation stattfindet, noch auf die Präsentation des Ausgangstextes, sprich auf die Art und Weise, wie der Ausgangstext vorgetragen wird. (Vgl. Pöchhacker 2004) Vom/von der DolmetscherIn wird erwartet, die Dolmetschleistung spontan und mit möglichst wenig Zeitverzögerung zu erbringen. Will verweist an dieser Stelle auch auf die erwähnten Zeitverzögerungen, die beim Dolmetschen entstehen sowie auf die Technik des Antizipierens, also Vorausdenkens des/der DolmetscherIn, die in dieser Arbeit bereits erwähnt wurden. Will nennt dieses Vorausdenken „Verfolgendes Textproduzieren“ beziehungsweise „Spontaneität“. (Will 2009: 26f)

Aufgrund der soeben geschilderten Überlegungen kommt Martin Will zu dem Schluss, dass es während des Dolmetschens nicht möglich ist, Terminologearbeit zu leisten. Als Hauptfaktor nennt er in erster Linie die fehlende Zeit denn während beim schriftlichen Übersetzen die Terminologie während der Arbeit und somit vor dem Endprodukt, der Übersetzung, recherchiert und überprüft werden kann, ist dies in der Dolmetschsituation nicht möglich. Die Terminologearbeit ist bis zum Zeitpunkt des Dolmetschens auf die professionelle Recherche des/der DolmetscherIn im Vorfeld beschränkt, auf die in der weiteren Folge eingegangen wird.

„Aufgrund der spezifischen Translationssituation, insbesondere bedingt durch Fremdbestimmtheit, Verarbeitungsmenge sowie Einbindung in die Interaktion, kann eine konkrete Terminologearbeit während der Dolmetschung nicht geleistet werden. Neben der zu veranschlagenden zusätzlichen kognitiven Belastung besteht dazu nicht ausreichend Zeit: Aufgrund des *décalage* verfügen Dolmetscher nur über wenige Sekunden, bis das Translat die Stelle erreicht hat, an der die benötigten Informationen aus dem Original versprachlicht werden müssen.“ (ibid. 27)

Es „wird immer wieder darauf verwiesen, dass Konferenzdolmetscher sehr wohl Fachleute seien – und zwar in Bezug auf die Sprachmittlung, und dass jene vor allem den Auftrag hätten, Dinge verständlich zu machen.“ (ibid. 3) Es steht jedoch außer Frage, dass keinE DolmetscherIn mit allen Fachgebieten vertraut ist, für die er/sie sich im Vorfeld eines Dolmetscheinsatzes vorbereitet. Wenngleich Außenstehende vielleicht noch Verständnis dafür aufbringen können, dass man sich als DolmetscherIn im Vorfeld auf die Fachterminologie vorbereitet, so denken die Wenigsten daran, dass die Fachterminologie alleine nicht ausreichend ist. Denn ohne Auseinandersetzung mit dem Fachgebiet selbst kann auch einE DolmetscherIn mit den Fachtermini wenig anfangen. Denn vor dem eigentlichen Übersetzungsprozess erfolgt das Verstehen des Inhalts. Das Verstehen des Inhalts erfordert Grundkenntnisse über das jeweilige Fachgebiet und diese Grundkenntnisse sollten sich DolmetscherInnen vor dem Dolmetscheinsatz aneignen. Gleichzeitig sollen sie sich auch mit der Terminologie befassen und ihre Nervosität unter Kontrolle halten, um schließlich eine professionelle Arbeit abzuliefern. Ansätze, wie eine solche Vorbereitung erfolgen kann liefern die

nachstehenden Modelle von Martin Will, Wladimir Kutz, Anja Rütten und Heidrun Gerzymisch-Arbogast.

5.3.1 Das Phasenmodell des Simultandolmetschens nach Martin Will

In Anlehnung an das Effort Model von Daniel Gile (Gile 2009) teilt auch Martin Will das Simultandolmetschen in drei Phasen ein. Phase 1 beginnt vor dem Dolmetscheinsatz und umfasst die Vorbereitung. Phase II umfasst die gesamte Dolmetschsituation und wird unterteilt in IIa kurz vor der Dolmetschleistung, IIb als Zeitpunkt der Dolmetschleistung und IIc kurz nach der Dolmetschleistung. Phase III ist die Zeit nach dem Dolmetscheinsatz. (Vgl. Will 2009) Da wie bereits dargelegt während des Dolmetschens kaum Terminologearbeit geleistet werden kann, erachtet Will, wie auch Gile, die Vorbereitungszeit vor dem Dolmetscheinsatz als besonders wichtig. Während Gile gute Vorbereitung aus Gründen der Kapazitätsverteilung postuliert, gilt Wills Interesse in erster Linie der terminologischen Vorbereitung, beziehungsweise der Frage, wie diese optimal durchgeführt werden kann. An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden dass sich sowohl Gile als auch Will ausschließlich auf das Konferenzdolmetschen (Simultandolmetschen) beziehen. Da es in dieser Arbeit um das Gebärdendolmetschen geht, das sich wie bereits dargelegt fast ausschließlich der Simultandolmetschtechnik bedient, verzichte ich auf den Vergleich mit dem Konsekutivdolmetschen, erlaube mir aber die Annahme, dass sich die beiden genannten Modelle auf das Konsekutivdolmetschen umlegen lassen.

5.3.2 Das Kompetenzmodell nach Wladimir Kutz

Auch das Modell von Wladimir Kutz konzentriert sich auf den Bereich des Konferenzdolmetschens. Seinem Kompetenzmodell zufolge sind für eine erfolgreiche Vorbereitung auf einen Dolmetscheinsatz sechs Vorbereitungsstufen zu beachten. Neben thematischer, sprachlicher und translatorischer Vorbereitung legt er besonderen Stellenwert auf die Auseinandersetzung mit Konferenzunterlagen in Hinblick auf das zielsprachige Ergebnis und betont den Zeitaufwand, der bei der Vorbereitung nicht unterschätzt werden sollte denn als DolmetscherIn muss man im Vorfeld „Hunderte von Termini erschließen, mit Entsprechungen versehen und sich

einprägen“(Kutz 2000: 8ff, zit. nach Will 2009: 36). Neben der Beschäftigung mit dem jeweiligen Fachgebiet und den Fachausdrücken erachtet er für die Vorbereitung außerdem als wichtig, sich psychologisch auf den Einsatz vorzubereiten und Kontakt zum Auftraggeber zu pflegen. (Vgl. Kutz 2000 zit. nach Will 2009: 36f).

Für die thematische Vorbereitung eignet sich nach Kutz besonders das „sternförmige Lesen“ (Kutz 2000, zit. nach Will 2009: 37) diverser Parallelliteratur in der Muttersprache zum jeweiligen Fachgebiet. Um an geeignete Parallelliteratur zu gelangen beziehungsweise um die vielen Texte auf wesentliche Informationen einzugrenzen, solle sich der/die DolmetscherIn vor allem an die Struktur der Konferenz, für die er/sie sich vorbereitet, halten. Während dieser Vorbereitung werden Fachtermini, Synonyme und gegebenenfalls auch umgangssprachliche Entsprechungen identifiziert und mithilfe von semantischen Feldern strukturiert. Damit ist die sprachliche Vorbereitung gemeint. In einem weiteren Schritt kann die translatorische Vorbereitung erfolgen. Die in den semantischen Feldern gesammelten Termini werden dabei mit ihren zielsprachlichen Entsprechungen in einem Glossar erfasst. Im Vorfeld erhaltene Konferenzunterlagen eignen sich neben der Terminologiefindung laut Kutz besonders gut für das Vom-Blatt-Übersetzen, das er als geeignetes Training vor dem Dolmetscheinsatz erachtet. Redetexte, die erst kurz vor dem eigentlichen Dolmetschen erhalten werden, eignen sich dafür nicht. In diesem Fall empfiehlt Kutz, den Text durchzulesen, um den Inhalt zu erfassen und wichtige Namen oder besonders schwierige Termini rasch zu erfassen – bestenfalls alphabetisch. (Vgl. Will 2009: 37) Aus praktischer Sicht erweist sich das Modell von Kutz durchaus als sinnvoll, aus terminologiewissenschaftlicher Sicht vermisst man klare Richtlinien für die Erstellung von Glossaren und deren Einträge. (Vgl. Kutz 2000 zit. nach Will 2009: 38)

5.3.3 Informations- und Wissensmanagement nach Anja Rütten

Als dritter Ansatz nach Will und Kutz soll die terminologische Vorbereitung nach Anja Rütten vorgestellt werden. Ihrer Meinung nach gibt es bei der Dolmetschvorbereitung die sprachliche, inhaltliche und situative Wissenskategorie. Die Identifizierung der fachspezifischen Termini ist auch ihr zufolge oberstes Gebot. Wenngleich sie den DolmetscherInnen bei der Festlegung wichtiger Termini viel Freiheit lässt, empfiehlt sie

ausdrücklich die Auseinandersetzung mit dem terminologischen Konzept nach Eugen Wüster, das Begriff und Benennung unterscheidet. Rütten betont den Zusammenhang von Wissen und Sprache sowie von Vorbereitung und Dolmetschleistung, liefert dem/der Dolmetscher/in jedoch keine klaren Richtlinien für eine effiziente Vorbereitung. (Vgl. Will 2009: 38f)

5.3.4 Das kontextspezifische Terminusmodell nach Heidrun Gerzymisch-Arbogast

Martin Will geht bei seiner dolmetschorientierten Terminologiearbeit entsprechend des kontextspezifischen Terminusmodells nach Heidrun Gerzymisch-Arbogast vor. Dieses Wortmodell basiert ebenfalls auf dem Modell nach Wüster, erweitert dieses jedoch um die aktuelle Realisierung von Termini in Texten (Vgl. Will 2009: 42). Wie bereits dargelegt fordert Wüster in seinem Modell die eindeutige Zuordnung von Termini. Im kontextspezifischen Terminusmodell stehen dafür die Individual- und die Systemebene zur Verfügung. Die Systemebene umfasst Texte, Fachwörter oder Datenbanken, in denen einzelne Termini eindeutig identifiziert und definiert werden können. Diese werden als *System* oder *TYPE* bezeichnet. Diese Systemebene wird von der Individualebene unterschieden, auf der die Termini je nach Textproduzent angewandt werden. Ihre Definition auf der Individualebene kann sich daher von der auf Systemebene unterscheiden. Somit ist nicht zwangsläufig Eindeutigkeit gegeben. Diese von der Systemebene abweichenden Bedeutungen werden von Gerzymisch-Arbogast als Kontamination bezeichnet. Das Gegenteil davon ist eine eindeutige „TYPE-token-Beziehung“. (Will 2009: 42f) Ziel des kontextspezifischen Terminusmodells ist es, die System- und Textinformationen zu vergleichen und sie jeweils einer von drei Identitäten zuzuordnen. Mit Identität ist vollständige Übereinstimmung gemeint. Gibt es nur eine teilweise Übereinstimmung zwischen System- und Textinformation liegt eine Teilidentität vor. Ist keine Übereinstimmung festzustellen spricht Gerzymisch-Arbogast von Nicht-Identität. (Vgl. Gerzymisch-Arbogast 1996: 68, zit. nach Will 2009: 59)

5.3.5 Das Systext-Verfahren

Wie sich gezeigt hat, kann sich ein DolmetscherIn nicht mit den Fachtermini allein zufrieden geben sondern braucht als Vorbereitung für den Dolmetscheinsatz vor allem auch Kenntnis über das Fachgebiet. Es gilt daher, die aus den Vorbereitungsunterlagen extrahierten Termini mit Definitionen und Beschreibungen zu versehen und sie in den Kontext einzuordnen. Martin Will schlägt dazu das „Systext-Verfahren“ vor, das sich aus der „Texterm-Analyse“, der „System-Analyse“ sowie dem „Systextvergleich“ zusammensetzt (Will 2009: 44ff).

Bei der Texterm-Analyse wird zunächst der Textterm-Begriff, der jeweilige Terminus oder auch token, begrifflich erschlossen. Der Textterm selbst besteht aus der Texterm-Benennung und der Texterm-Begrifflichkeit. (Vgl. Will 2009: 63) Die Texterm-Analyse wendet sich zunächst der Texterm-Benennung zu. Des Weiteren werden auch alle in Verbindung stehenden Textterme sowie die Art und Weise dieser Verbindungen identifiziert. Die Ergebnisse dieser Analyse werden in eine Tabelle eingetragen. Die System-Analyse setzt sich schließlich mit der Texterm-Begrifflichkeit auseinander, in dem sie den jeweiligen Textterm auf Systemebene einordnet. Die weitere Auswertung erfolgt wie die Texterm-Analyse und die Ergebnisse werden ebenfalls in eine Tabelle eingetragen. Bei der Systext-Analyse wird die auf Systemebene festgelegte Bedeutung des jeweiligen Textterms mit seiner Bedeutung auf Individualebene verglichen. Zu diesem Zweck werden die tabellarisch erfassten Ergebnisse der Texterm- und System-Analyse verwendet. Anhand dieses Verfahrens können Fachtermini sowohl identifiziert als auch in einen Fach-Kontext eingebettet werden. (Vgl. Will 2009: 45)

5.3.6 Terminologische Wissensseinheit (TWE) und Terminologische Wissenskonstellation (TWK)

Um die genannten theoretischen Ansätze praktisch anzuwenden ist das Verständnis textspezifischer Strukturen und darüber wie die Konzepte der Terminologischen Wissensseinheit (TWE) und der Terminologischen Wissenskonstellation (TWK) miteinander in Verbindung stehen, Voraussetzung.

5.3.6.1 Die Terminologische Wissensseinheit (TWE)

„Eine Terminologische Wissensseinheit (TWE) besteht aus der Zuordnung eines begrifflich erschlossenen Textterms oder eines System zu einem außertextuell angenommenen fachlichen Wissenssystem“ (Will 2009: 56) Die Erarbeitung dieser TWE kann nach Will tentativ, systematisch oder strukturiert erfolgen. Die tentative Erarbeitung ist sozusagen der erste Versuch, einen Terminus, der auf Individualebene identifiziert wurde, einem Fachgebiet zuzuordnen. Steht einem/einer DolmetscherIn bei der Vorbereitung zu wenig Zeit zur Verfügung kann sich diese Herangehensweise ergeben. Naturgemäß kann es dabei zu unvollständigen oder gar fehlerhaften Zuordnungen von sprachlichen Benennungen zu Fachgebieten kommen. Um dies zu vermeiden, empfiehlt sich die systematische Erarbeitung von Begriff und Benennung und zwar möglicherweise anhand von Zusatztexten, anhand derer die vollständige Bedeutung eines Terminus erfasst werden kann. Für eine strukturierte Erarbeitung der TWE ist die Systext-Analyse Voraussetzung, die Textterminus und Systemterminus miteinander vergleicht. Der damit verbundene Zeitaufwand mag DolmetscherInnen von einer systematischen Erarbeitung der TWE abhalten, jedoch erweist sie sich spätestens beim Dolmetscheinsatz selbst als hilfreich, da neue und unvorbereitete Termini schneller einem Wissenssystem zugeordnet werden können. (Will 2009: 55ff)

Nach der Erfassung einer TWE kann diese in ein terminologisches System eingetragen werden, wie folgende Graphik zeigt:

<i>Wissenssystem (Name)</i> ⁵⁵			
Strukturierte TWE			Datenverwaltung
Texterm	System	Holmstufe und -benennung	Gemeinsamer Bereich / Konferenzbezug
Benennung: a 1	Benennung: A 1	0. X 1. Y 1.2 Z 1.2.1	<ul style="list-style-type: none"> - Übergeordnete Thematik, - Konferenzbezeichnung, - Datum, - Auftraggeber, - Adressaten, - Zweck etc.
Begriff: Kontext bzw. Kookkurenzen: Argument 1 (e) Argument 2 (d) Argument 3 (f) Relator 1 (=)	Begriff:		
Quelle:	Quelle:	Quelle:	
Abweichung/ Kontamination: = bzw. ± ⁵⁶			

Abb. 9: Wissenssystem (Will 2009: 65)

Wie in der graphischen Darstellung erkennbar ist, sind für die Eintragung einer TWE die Ergebnisse aus Texterm- System- und Systextanalyse inklusive Quellenangabe erforderlich. Der in dem Fall sogenannte Konferenzbezug umfasst alle Daten in Bezug auf den jeweiligen Dolmetscheinsatz und kann sich bei Folgeaufträgen für denselben oder für ähnliche Auftragsituationen als nützlich erweisen. Bereits erarbeitete Wissenszusammenhänge können so schneller erkannt werden. (Vgl. Will 2009: 64)

5.3.6.2 Die terminologische Wissenskonstellation (TWK)

Eine TWE ist Will zufolge immer in Bezug zu einem bestimmten Wissensgebiet zu setzen. Dies ist Aufgabe der terminologischen Wissenskonstellation (TWK). Weiters setzt die TWK die verschiedenen TWE textübergreifend einander und zu einem Fachgebiet in Bezug. „Durch das Konzept der TWK ist es möglich, terminusspezifische Strukturen innerhalb eines gegebenen Textmaterials holistisch und einzeltextübergreifend – zusammenhängend zu betrachten.“ (ibid. 66) Nach Martin Will kann die TWK unstrukturiert und strukturiert sein. Während die unstrukturierte TWK eine mehr oder wenige lose Sammlung von Texterm-Begriffen darstellt, liefert die

strukturierte TWK strukturierte Zusammenhänge der Textterm-Begriffe. Zur Verdeutlichung bietet Will folgende graphische Darstellung an:

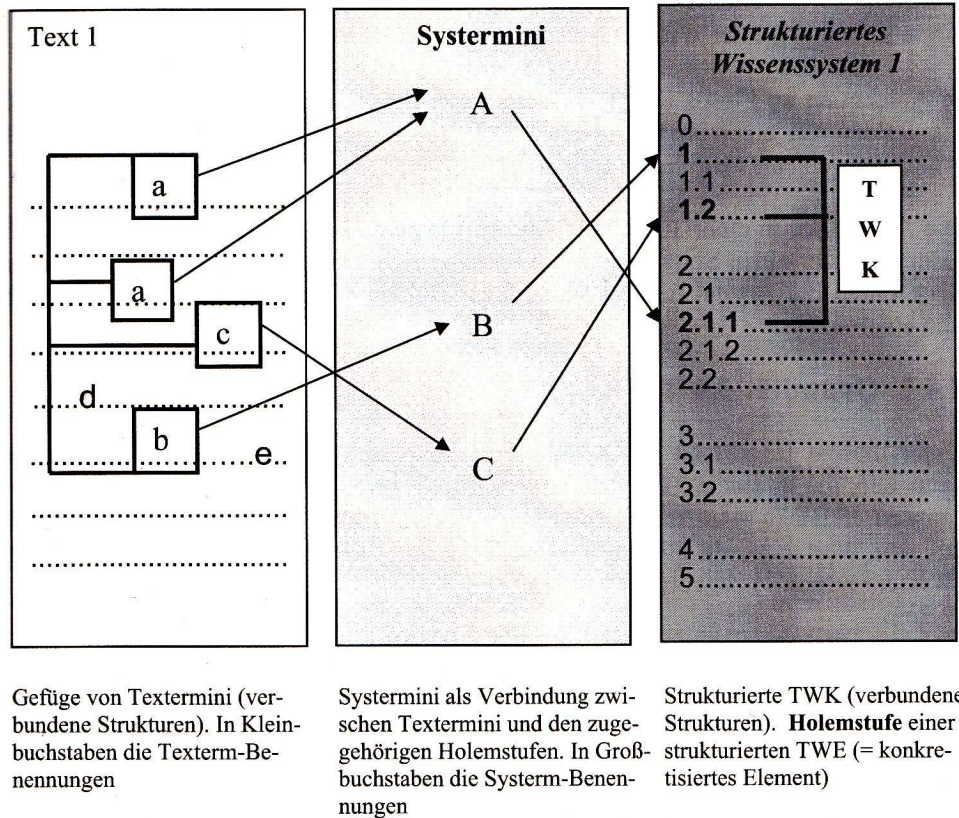


Abb. 10: Strukturierte TWK (Will 1996: 67)

Die Textterm-Benennungen in Feld 1 (hier in Kleinbuchstaben dargestellt) hängen innerhalb eines Textes miteinander zusammen und werden in Feld 2 mit den System-Benennungen (in Großbuchstaben) verbunden. In Feld 3 werden diese Systemtermini schließlich strukturierten TWK zugeordnet. (Vgl. *ibid.* 67)

5.3.7 Einbettung von TWE und TWK in die DOT-Phasen nach Martin Will

Um die Dolmetschorientierte Terminologiearbeit in ihrer Gesamtheit darzustellen bedient sich Martin Will ebenfalls einer Graphik. Wie dem Modell zu entnehmen ist, ist in Phase 1, also vor dem Dolmetscheinsatz, die strukturierte Erfassung der TWE möglich sowie die strukturierte und unstrukturierte TWK. Während des Dolmetscheinsatzes selbst (Phase 2) können lediglich Ergänzungen vorgenommen

werden und zwar nur hinsichtlich der TWE. Dabei ist theoretisch sowohl die tentative, die systematische als auch die strukturierte TWE möglich. Will teilt die 2. Phase in drei Unterphasen ein, die auch in der Graphik ersichtlich sind. Sowohl kurz vor der Dolmetschleistung (Phase 2a) als auch kurz nach der Dolmetschleistung (Phase 2c) gibt es eine Rezeption, die zum Transfer führt. Die Dolmetschleistung an sich (Phase 2b) wird durch die Reproduktion des erarbeiteten terminologischen und kontextspezifischen Wissens gekennzeichnet. Die Vervollständigung der dolmetschorientierten Terminologearbeit erfolgt in Phase 3. Wie in Phase 2 kommt es hier zu Ergänzungen, aber auch zu Überprüfungen. Die Erfassung der TWE ist strukturiert, die TWK kann sowohl unstrukturiert als auch strukturiert verlaufen. Wie in Phase 1 kommt es in Phase 3 zu Rezeption und Transfer in das terminologische System. (Vgl. *ibid.*: 71ff)

MODELL DER DOLMETSCHORIENTIERTEN TERMINOLOGIEARBEIT

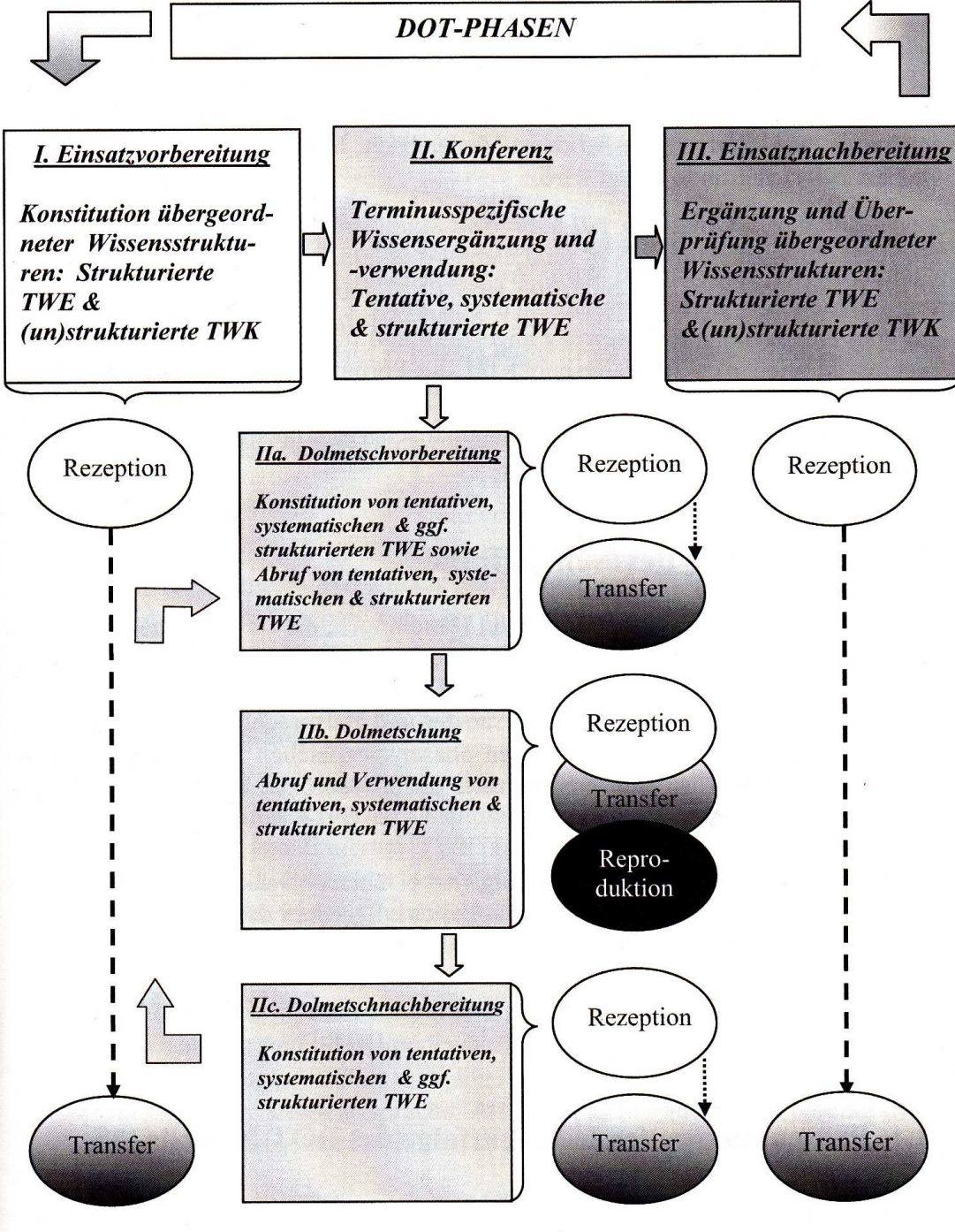


Abb. 11: Dolmetschorientierte Terminologiearbeit (Will 2009: 77)

5.4 Rechnergestützte Terminologearbeit

„Die *rechnergestützte Terminographie* beschäftigt sich auf der Grundlage der Terminologielehre und der Lexikographie mit EDV-basierten Verfahren zur Sammlung, Aufbereitung, Einordnung und Darstellung terminologischer Daten. *Rechnergestützte Terminologearbeit* ist die (systematische) Erarbeitung, Bearbeitung und Verarbeitung von Terminologie in einer oder mehreren Sprachen auf der Grundlage der in der Terminologielehre und in der rechnergestützten Terminographie entwickelten Methoden.“ (Arntz/Picht/Mayer 2009:229)

Die rechnergestützte Terminologearbeit umfasst zum Einen terminologische Datenbanken oder Terminologiedatenbanken und zum Anderen Terminologieverwaltungssysteme oder –programme (im weitesten Sinne Software). Während Terminologiedatenbanken eine gewisse Anzahl an terminologischen Einträgen speichern, sorgen die Terminologieverwaltungsprogramme für die Nutzung der terminologischen Einträge. Für die vorliegende Arbeit ist in erster Linie relevant, wie beziehungsweise womit Terminologiedatenbanken befüllt werden. Die bereits in den Anfängen der Terminologiewissenschaft getroffene Einteilung in Begriff und Benennung kommt auch hier zum Tragen. Bei Terminologiedatenbanken werden die sogenannten Datenelemente oder terminologischen Daten in benennungsbezogene Daten und in begriffsbezogene Daten unterteilt. Eine weitere Datenkategorie sind die verwaltungsbezogenen Daten. (Vgl. *ibid.*: 230f)

5.4.1 Benennungsbezogene Datenkategorien

Die Benennung (oder auch der Terminus oder Term) ist die Grundlage für jeden terminologischen Eintrag. Die Benennung ist aber nicht nur ein einziger Eintrag sondern besteht aus diversen Angaben. Je nach Datenbank können benennungsbezogene Datenkategorien Angaben zur Grammatik wie Genus, Wortart und Flexion, Angaben zur kontextbezogenen und geographischen Verwendung, Synonyme oder auch Abkürzungen enthalten. (Vgl. *ibid.*: 232ff)

5.4.2 Begriffsbezogene Datenkategorien

Die Begriffsbezogenen Datenkategorien umfassen alle Informationen, die dazu beitragen, die Benennung begrifflich einzuordnen. Dazu zählen zunächst Informationen über das Fachgebiet, in dem der Begriff verwendet wird. Diese Angaben zählen zu den wichtigsten Angaben in Terminologiedatenbanken. Neben diesen Angaben enthalten die begriffsbezogenen Datenkategorien einen alphanummerischen Code, mit dem sich der Begriff innerhalb eines Begriffsystems positionieren lässt. Dieser Code wird Notation genannt. Neben einer Definition des Begriffes gibt es auch die Möglichkeit, einem Begriff weitere Begriffe zuzuordnen und deren Beziehung zueinander anzugeben wie beispielsweise Oberbegriff oder Unterbegriff. Eine ähnliche Kategorie ist der Verweis auf einen anderen Begriff oder eine andere Benennung. In der Regel bedienen sich rechnergestützte terminologische Systeme dabei Hyperlinks. Die begriffsbezogenen Datenkategorien umfassen weiters Anmerkungen und Abbildungen wie beispielsweise graphische Darstellungen eines technischen Apparates. (Vgl. *ibid.* 234ff)

In Gebärdensprach-Terminologiedatenbanken können Abbildungen und Graphiken eine wesentliche Bedeutung spielen und sind mitunter den benennungsbezogenen Daten zuzuordnen. In dem Fall tritt die Abbildung einer Gebärde an die Stelle der Benennung.

5.4.3 Verwaltungsbezogene Datenkategorien

Zu den verwaltungsbezogenen Datenkategorien zählt zunächst die Quelle. Sie liefert Aufschluss darüber, woher der jeweilige Dateneintrag stammt. Die Quellenangaben sind meist vergleichbar mit bibliographischen Quellenangaben und umfassen demnach Autor, Herausgeber, Titel, Jahr, Verlag, Ort, et cetera. (Vgl. *ibid.* 236) Neben der Quelle umfasst die Kategorie der verwaltungsbezogenen Daten Angaben zu Teilbeständen beziehungsweise Teilmengen einer oder verschiedener Datenbanken, Daten zu(r) Eintragsklasse(n), die im Vorfeld festgelegt wird/werden sowie Daten zu Datum und Verantwortlichkeit. (Vgl. *ibid.* 237) Die letztgenannten Daten dienen vor allem der Nachvollziehbarkeit der Dateneinträge und können sich insbesondere wenn mehrere

Personen an einer Datenbank arbeiten als nützlich erweisen. In den Spracherkennungs-Daten wird festgelegt, um welche Sprache es sich handelt. Wie die Einträge der verschiedenen Sprachen sortiert werden sind in der Alphabetischen Sortierreihenfolge festgelegt. Eine weitere verwaltungsbezogene Datenkategorie ist die Permutation, die dazu dient, eine Wortfolge nach Wichtigkeit zu sortieren, um zu vermeiden, Wortfolgen immer entsprechend des ersten Wortes der Wortfolge zu sortieren, da dieses nicht zwangsläufig das Wesentliche ist. (Vgl. *ibid.* 236ff)

5.4.4 Technische Anforderungen an Terminologiedatenbanken

Terminologiedatenbanken haben eine Reihe an technischen Anforderungen zu erfüllen. Neben Rechner- und Prozessortyp spielen das Betriebssystem, der Arbeitsspeicher und die Graphikkartenleistung eine Rolle. Weiters geht es darum, wie viele Dateneinträge und wie viele Sprachen eine Datenbank umfassen kann oder auch wie viele Benutzer gleichzeitig Zugriff haben. Weiters ist zu entscheiden, ob die Datenbank über eine Eintragstruktur verfügt oder nicht. Verfügt sie über keine Eintragsstruktur, kann jeder Eintrag unterschiedlich aussehen. In der Regel wird für die Eintragung eines Datensatzes eine Datenmaske verwendet, die bestimmte Kategorien, die auf jeden Fall ausgefüllt werden müssen, umfasst. (Vgl. *ibid.* 248f)

5.4.5 Datenzugriff und Datenaustausch

Für den Datenzugriff stehen verschiedene Suchfunktionen zur Verfügung. Gesucht werden kann entweder nach einem einzelnen Terminus oder nach allen Termini, die einen Teil der Eingabe enthalten – einer sogenannten „Trunkierung“ (*ibid.* 250). „Unter Trunkierung versteht man, dass ein Zeichen oder eine Zeichenfolge abgeschnitten und durch ein Ersatzzeichen (in der Regel ein Fragezeichen oder ein Sternchen) dargestellt werden.“ (*ibid.* 250) Dabei wird unterschieden zwischen Rechts- Links und Binnentrunkierung. Bei einer Rechtstrunkierung beispielsweise „findet man (...) bei Eingabe von *Bau** alle in der Datenbank enthaltenen Wörter, die mit *Bau* beginnen, wie *Bau*, *Bauer*, *Bauhaus*, *Bauherrenmodell* usw.“ (*ibid.* 250) Weiters gibt es die Möglichkeit, das Eintrags- oder Änderungsdatum in die Suche miteinzubeziehen oder eine sogenannte Freitextsuche durchzuführen, die Definitionen oder

Kontextbeschreibungen durchsucht. Die Suche kann außerdem auf ein bestimmtes Fachgebiet eingegrenzt werden. (Vgl. ibid. 250) „Komplexe Suchanfragen arbeiten mit den sogenannten Booleschen Operatoren wie ‚UND‘, ‚ODER‘, ‚GRÖßER ALS‘, ‚KLEINER ALS‘, ‚UNGLEICH‘, und ‚NICHT‘“. (ibid. 250) Für jegliche Art der Suche gilt jedenfalls, je gewissenhafter der Eintrag erfolgt ist, desto erfolgreicher die Suche.

Die gewissenhafte Arbeit empfiehlt sich außerdem in Hinblick auf den Austausch der eigenen Daten. Denn langfristige Zusammenarbeit unter TerminologInnen funktioniert gewiss nur, wenn alle Beteiligten qualitative Arbeit leisten. Der Terminologie-Austausch bietet viele Vorteile. Vor allem kann die Arbeit unter mehreren Personen aufgeteilt werden beziehungsweise die doppelte Terminologieerfassung vermieden und dadurch Zeit gespart werden. Zeit, in der sich der/die TerminologIn bereits weiteren Terminologien zuwenden kann.⁴ Für den erfolgreichen Terminologieaustausch gibt es technische Voraussetzungen. Eines der häufigsten Austauschformate ist das nach ISO 8879 genormte SGML-Verfahren (Standard Generalized Markup Language) sowie dessen Weiterentwicklung XML (Extensible Markup Language) (Vgl. ibid. 251f).

Zu den gängigsten Austauschformaten, die bislang entwickelt wurden zählen: „

- ISO/DIS 1220 (MARTIF – Machine-readable terminology interchange format)
- ISO CD 16503 (MATIF-compatible with specified constraints)
- NTRF (Nordic terminology record format)
- Interval (Austauschprogramm basierend auf SGML)
- Geneter (lexikographisches und terminologisches Austauschformat basierend auf SGML)“ (ibid. 252)

An dieser Stelle erwähnt sei, dass zunehmend auch Textverarbeitungs- und Tabellenkalkulationssoftware für Terminologiearbeit genutzt werden kann. Vor allem durch die gängige „Suchen“-Funktion oder „Blättern“-Funktion können in einzelnen Dokumenten abgespeicherte Terminologiebestände relativ leicht abgerufen werden. Diese Art der Terminologiearbeit kann jedoch bestenfalls als erste Herangehensweise

⁴ Zur internationalen terminologischen Zusammenarbeit siehe Arntz/Picht/Mayer 2009, Kapitel 11

an eine computergestützte Terminologiearbeit betrachtet werden und erweist sich vor allem bei großen Datenbeständen als unbrauchbar. (Vgl. ibid. 253)

Immer größere Bedeutung hat hinsichtlich der Terminologiearbeit zweifelsohne auch das Internet.

„Zu diesem Zweck sind geeignete Schnittstellen für Terminologiedatenbanken zu entwickeln, so dass man aus dem WWW auf die terminologischen Daten zugreifen kann. Gleichzeitig muß verstärkt untersucht werden, welche Bedürfnisse professionelle, aber auch nicht professionelle Anwender im Hinblick auf die Repräsentation sprachlichen Wissens haben, damit terminologisches Wissen in den Formen dargestellt werden kann, die den Interessen der Anwender gerecht werden.“ (ibid. 256)

5.5 Hypermediale Systeme

Das Internet ist wie obiges Zitat nahelegt, ein wichtiger Faktor in der Weiterentwicklung terminologischer Systeme. Doch nicht nur für den Terminologiebereich, auch in der Pädagogik erlangt das Internet immer größere Bedeutung. Eines der grundlegenden Werke zu diesem Thema wurde von Rolf Schulmeister vorgelegt. In seinen „Grundlagen hypermedialer Lernsysteme“ setzt sich Schulmeister kritisch mit multimedialer Lernsoftware auseinander und zeigt ihren Stellenwert und damit den Stellenwert des Internets auf. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es jedoch nicht, auf pädagogische Systeme einzugehen. Die Beschäftigung mit Rolf Schulmeisters Überlegungen bietet sich im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit jedoch insofern an, als er unter anderem Konzepte zum Erlernen von Sprachen vorstellt, die auf terminologischen Datenbanken basieren. Von besonderem Interesse ist dabei das das Lernprogramm des Zentrums für Deutsche Gebärdensprache „Die Firma“, das im Folgenden vorgestellt werden soll.

5.5.1 Das DGS-Lernprogramm „Die Firma“

Das auf CD-ROM erhältliche Programm zum Erlernen der Deutschen Gebärdensprache (DGS) „Die Firma“ wurde vom Zentrum der Deutschen Gebärdensprache mit dem Ziel entwickelt, den KursteilnehmerInnen innerhalb von drei Wochen erste Kenntnisse über die deutsche Gebärdensprache zu vermitteln. Der erste Durchgang fand im

Wintersemester 1999/2000 statt und wurde mit einer Umfragerihe begleitet. Anhand von Videos, in denen Unterhaltungen in DGS geführt werden, sollen die KursteilnehmerInnen neben Gebärdensprach-Vokabular auch Einblick in die Grammatik der DGS erhalten. (Vgl. Schulmeister 2002: 338ff)

Als Hilfestellung dazu dient neben dem Videofenster ein Textfenster, das die Übersetzung der Gespräche ins Deutsche enthält, wie die folgende Abbildung zeigt

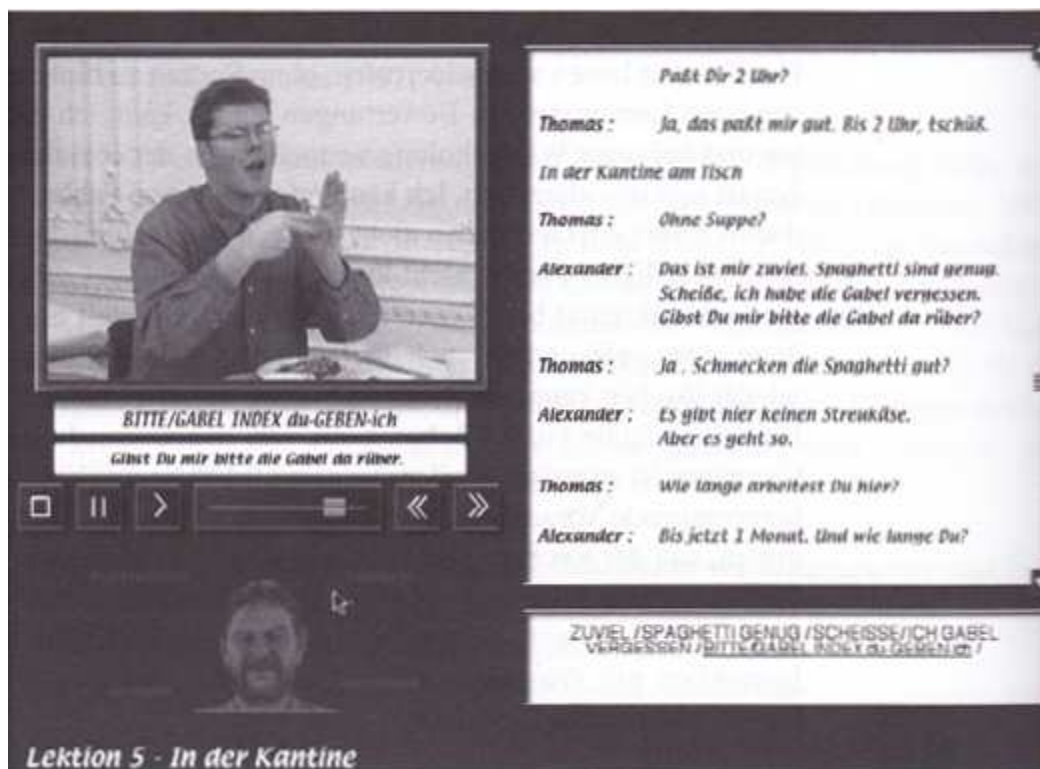


Abb. 12: Textfenster aus dem DGS-Lernprogramm „Die Firma“ (Schulmeister 2002: 326)

Neben diesen beiden Fenstern stehen den Teilnehmern Vokabelverzeichnisse sowie die Möglichkeit, alle Gebärdenvideos in Zeitlupe abzuspielen zur Verfügung. Die Erfassung des Vokabulars und der Grammatik ist dabei dem/der BenutzerIn überlassen. „Der Lernende (sic!) muß sich hier als Entdeckungsreisender betätigen und lernt dabei Metalernfähigkeiten für das Fremdsprachenlernen inzidentell mit.“ (ibid. 342) Den begleitenden Umfragen des ersten Testdurchlaufs zufolge konnte anhand dieses Lernprogramms eine grundlegende DGS-Kompetenz vermittelt werden. Vokabular und Grammatik gingen dabei Hand in Hand. Als erfreulichen Nebeneffekt

wurde bemerkt, dass unter anderem auch die Hemmschwelle gegenüber Gehörlosen und vor allem gegenüber einer Sprache, die sich nicht des auditiven sondern des visuellen Kanals bedient, gesenkt werden. Als nachteilig erwies sich laut den TeilnehmerInnen die fehlende Möglichkeit, die erlernte aktive DGS-Kompetenz überprüfen zu lassen. Diese Bedenken wurden jedoch im Zuge der anschließenden Lehreinheiten mit gehörlosen DozentInnen rasch ausgeräumt, da sich eingeschlichene Fehler rasch ausbessern ließen. (Vgl. *ibid*)

Dieses Beispiel eines computerbasierenden Lernsystems ist aus terminologischer Sicht insofern interessant, als es Einblicke in Terminologiedatenbanken gibt, die Einträge aus Gebärdensprachen enthalten. Wenngleich die dahinterstehende Terminologiedatenbank (in dem Fall das zweisprachige Wörterbuch, das jeweils nur aus Benennungen besteht) eine sehr einfache ist, ist sie ein Anfang in Richtung eines gebärdensprachlichen Terminologiesystems. Ähnliche Terminologiesammlungen auf Basis der österreichischen Gebärdensprache sind „Shake Hands“, „Mudra“, „Sign-IT“ oder „Ledasila“ auf die im Verlauf der Arbeit eingegangen werden soll.

6 Gebärdensprachlexikografie

Ulrike Bergermann stellt in ihrer Dissertation „Ein Bild von einer Sprache“ fest: „Anerkennung braucht Institutionalisierung, und Erforschung braucht Verschriftlichung.“ (Bergermann 2001: 237) Auch bei Florian Coulmas finden sich ähnliche Ansichten. Für ihn stellt „Schrift nicht nur die flüchtige Rede sondern auch Sprachbewußtsein (...)“ (Coulmas 1981: 25-32, zit. nach Papaspyrou 1990:21) dar. Coulmas weist außerdem darauf hin, dass schriftliche Darstellungen ein höheres Maß an Genauigkeit und vor allem Eindeutigkeit erfordern: „Da sich das sprachliche Produkt als Geschriebenes verselbstständigt, muß die schriftliche Äußerung auf Eindeutigkeit aus sein. Geschriebene Sprache ist daher oft expliziter als gesprochene Äußerungen (...)“ (ibid.) Nicht zuletzt ist die Verschriftlichung schlussendlich die Basis für die linguistische Auseinandersetzung wie Christopher Miller 1994 in „A note of Notation“ feststellte: „The very fact that one could represent signs, in written form, as being made up of a set of systematically structured subparts, was an argument for their linguistic status.“ (Miller 1994: 192, zit. nach Bergermann 2001: 237) Papaspyrou (1990) schlussfolgert sogar, dass die Gebärdensprachen mehr als die Lautsprachen mit Schrift zu tun haben:

„Der allgemeine Begriff der Schrift hat aufgrund seiner visuellen Kennzeichen mehr mit der Gebärdensprache als mit der Lautsprache zu tun. Die historische Entwicklung der Schrift reflektiert genau die Phasen, in denen die Schrift in ihrer ursprünglichen Gestalt ein Erzeugnis der Gebärdensprache war, ebenso auch die Übergangsphasen, in denen die allmählich mehr und mehr symbolisierte Schrift immer stärker der sich durch den cross-modalen Transfer fortlaufend weiterentwickelnden Lautsprache entsprach und sich ihr anpasste.“ (Papaspyrou 1990: 26)

Zwar seien heute verwendete Schriftsysteme in erster Linie den Lautsprachen angepasst, der Ursprung der Schrift werde jedoch auch auf Gebärden und vor allem symbolische Darstellungen zurückgeführt, wie etwa die ägyptischen Hieroglyphen.

„Da alle Inventare, egal welcher Art sie sind, anfänglich aus der Gebärdensprache entstanden sind – obwohl ja heute wegen der entwickelten Abstraktion und

Symbolisierung eine Korrelation der Inventare mit den Gebärden überhaupt nicht mehr möglich ist – könnte aus erster Sicht jedes Inventar auch für die Verschriftlichung der Gebärdensprache geeignet sein. Tatsächlich ist das aber nicht der Fall.“ (Papasprou 1990: 28-29)

Zu diesem Schluss kommt auch Petra Berger: „Die Verschriftlichung von Gebärdensprachen ist bis heute ein diskutierter Forschungsgegenstand, eine alltagsrelevante Schrift für Gebärdensprachen existiert nicht“ (Berger 2008: 121) Dennoch gibt es einige Ansätze, die sich in der linguistischen Forschung mehr oder weniger gut durchgesetzt haben. Der Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist kein linguistischer, aber es ist die Linguistik, die die Struktur von Sprachen erforscht und damit nicht zuletzt auch für DolmetscherInnen wesentliche Grundlagen liefert.

Die Gebärdensprachforschung wie die Forschung über die Gehörlosigkeit, auch Deaf History (vgl. Berger 2006) genannt, ist eine relativ junge Disziplin. Vor allem die Anfänge der Gehörlosen- und Gebärdensprachforschung sind pädagogischer Natur, die sogenannte „Literatur des Taubstummenwesens“ (Berger 2006: 33). Wie sich im Verlauf dieses Kapitels herausstellen wird, sind jedoch auch aktuelle Versuche, Gebärdensprachen strukturiert aufzuzeichnen, zum Teil aus pädagogischen Interessen entstanden.

6.1 Anfänge der Gebärdensprachaufzeichnungen

Die Geschichte der Gebärdensprachlexikografie ist keineswegs vergleichbar mit den Entwicklungen in den Lautsprachen. Dennoch wurden die ersten Sammlungen bereits im 7. Jahrhundert angefertigt. (Vgl. Fischer 1996: 142) Diese Sammlungen wie beispielsweise jene des englischen Benediktinermönches Beda Venerabilis (673-735) (Vgl. Grbić/Andrée/Grünbichler 2004: 115) stellten Zahlengebärden dar und wurden bis ins 18. Jahrhundert verwendet. Das erste Fingeralphabet, das Buchstaben mithilfe der Finger darstellt, geht auf Melchor de Yebra zurück, der es 1692 erstellt haben soll. (Vgl. *ibid.*) Jedoch waren diese genannten Sammlungen allesamt nicht für die Aufzeichnung von Gebärden gedacht und sind daher nicht wirklich der

Gebärdensprachlexikographie, die sich mit der Aufzeichnung von Gebärden einzelner Gebärdensprachen beschäftigt, zuzuordnen. (Vgl. *ibid.*)

Die ersten wirklichen Gebärdenaufzeichnungen stammen aus dem 16. Jahrhundert und standen stets in Verbindung mit den ersten Versuchen, Menschen mit Sinnesschädigungen und so auch Gehörlose zu unterrichten. Pedro Ponce de Leon, ein spanischer Benediktinermönch, entwickelte als einer der ersten ein Fingeralphabet für den Unterricht von Gehörlosen. Sein Hauptaugenmerk galt jedoch nicht der Gebärdensprache sondern dem Erlernen der Lautsprache. (Vgl. Biewer 2009 / Löwe 1970) Sein Fingeralphabet kann dennoch als erster Versuch, Gebärden aufzuzeichnen, gewertet werden. Auch die weitere Entwicklung, gebärdensprachliche Elemente aufzuzeichnen, entstanden im Rahmen der Gehörlosenpädagogik. Wesentliche Persönlichkeiten sind in diesem Zusammenhang Charles Michel de l'Épée (1712-1789) sowie Jakob Rodriguez Pereira (1715-1780). Während Pereira ebenfalls ein Fingeralphabet entwickelte, geht auf Michel de l'Épée das erste schriftlich vorhandene Gestensystem, mit dem einzelne Begriffe und ganze Sätze vermittelt werden konnten. (Vgl. Ellger-Rüttgardt 2008 / Biewer 2009).

Nahezu zeitgleich entstand auch in Österreich ein erster Versuch, Gehörlose mithilfe von Gebärden zu unterrichten. Wesentlich in diesem Zusammenhang sind der Tiroler Franziskanerpater Romedius Knoll sowie in weiterer Folge sein Schüler Friedrich Stork. (Berger 2008) Neben diesen „manuellen“ Unterrichtsversuchen entwickelten sich auch sogenannte „orale Methoden“ (Berger 2008), die darauf abzielten, Gehörlose ohne den Einsatz von Gebärden zu unterrichten. Diese „oralen Methoden“ waren es schließlich, die den „manuellen Methoden“ und damit auch den Gebärdenaufzeichnungen Ende des 19. Jahrhunderts im Zuge des „Mailänder Kongresses“ im Jahre 1880 ein jähes Ende setzten und den heftigen „Methodenstreit“ zwischen oraler und manueller Methoden für sich entschieden. (Vgl. Berger 2008 / Fischlechner 2006)

Im Folgenden werden die Arbeiten von Abbé de l'Épée, Pierres Desloges, Friedrich Stork und Romedius Knoll beschrieben.

6.1.1 Die Sammlung der „methodischen Zeichen“ nach Abbé de l'Épée

Abbé Michel de l'Épée wird in der Literatur rund um Gehörlosenbildung oft als „Vater der Taubstummenbildung“ sowie als „Erfinder der Zeichensprache“ (Berger 2008:54) bezeichnet. Für Berger ist er einer der ersten, der sich im Zusammenhang mit Gehörlosen mit Gebärden auseinandersetzte. Epée ging davon aus, dass der fehlende Hörsinn durch den Sehsinn ausgeglichen wurde und erschuf eine Bildungsmethode für Gehörlose, die auf sogenannten „methodischen Zeichen“ und der Schriftsprache beruhte. Für die Schaffung dieser Gebärden übersetzte Epée Fischer zufolge „französische Wörter mit verschiedenen Wortstämmen, die aber aus demselben Wortfeld stammen, in methodischen Gebärden immer mit demselben Stamm“ (Fischer 2003: 18) Epée unterrichtete seine gehörlosen Schüler in Französisch, Latein, Spanisch und Italienisch und ließ sie ihre erworbenen Kenntnisse bei öffentlichen Prüfungen unter Beweis stellen. Bei diesen Prüfungen präsentierten seine Schüler jedoch teils auswendig gelerntes Wissen.

„Epée ersann eine Art Taubstummen Sprachkenntnis genau bezubringen, ein System, den Fähigkeiten seiner Lehrlinge angepasst und als nach der Ton- und Schriftsprache eingerichtete, so dass er ihnen diese durch methodische, das ist, durch solche Zeichen erklärte, welche alle Begriffe genau ausdrücken, die wir in unserer Sprache durch artikulierte Töne, oder schriftliche Wörter bezeichnen.“ (Stork 1786: 21, zit. nach Berger 2008: 39).

Für diese Regeln, die grammatikalischer Natur waren, legte Epée eigene Zeichen fest. Aus terminologischer Sicht betrachtet könnte man sagen, dass sich Epée mit der benennungsbezogenen Datenkategorie Grammatik auseinandersetzte und auch dafür Gebärdenzeichen schuf.

„So war z.B. das Zeichen für Tempus: der Buchstabe T. im Fingeralphabet und eine gerade Linie in der Luft gezogen, wodurch die Dauer der Zeit versinnbildet werden sollte; - für Verbum ein V. und eine senkrechte Linie, um damit den Raum anzudeuten, den das Zeitwort in seiner Abwandlung auf dem Papier einzunehmen pflegt“ (Neumann 1827: 16f zit. nach Berger 2008: 39)

Alle anderen Zeichen dienten zur Darstellung inhaltlicher Konzepte. Aus terminologiewissenschaftlicher Sicht könnte man diese als „Benennungen“ bezeichnen. Die Unterscheidung zwischen Begriff und Benennung, die die Basis für jedes terminologische System bilden, war ihm also durchaus bewusst. (Vgl. Berger 2008) Neben dieser Zeicheneinteilung liefert Epée „Wörterklärungen“ (Berger 2008: 41) (oder aus terminologischer Sicht begriffsbezogene Daten), in denen er paraphrasiert oder „Mustersätze“ (ibid. 41) anbietet. Auch liefert er teilweise Angaben zur Herkunft, also zur Quelle des Wortes. Diese Quelle ist meist etymologischer Art, nämlich ein Bezug zum Lateinischen. (Vgl. ibid. 41) Epées Werk blieb unvollendet, kann aber dennoch als gebärdensprachliche terminologische Sammlung betrachtet werden.

6.1.2 „Observations d’un sourd et muèt, sur un cours élémentaire d’éducation des sourds et muèts“ nach Pierre Desloges

Neben dem Hörenden Michel de l’Epée gab es im Frankreich des 18. Jahrhunderts auch eine gehörlose Persönlichkeit, die sich darin versuchte, die französische Gebärdensprache aufzuzeichnen. Es handelt sich hierbei um Pierres Desloges, seinerseits Polsterer und Buchbinder, vor allem aber Mitglied der Gehörlosengemeinschaft des Paris des 18. Jahrhunderts. (Vgl. Fischer 2003)

Renate Fischer hat sich ausgiebig mit natürlichen französischen Gebärdensprachaufzeichnungen des 18. Jahrhunderts beschäftigt und so auch mit jener von Pierres Desloges. Als besonderen Umstand merkt sie an, dass Desloges im Unterschied zu Epée kein Gelehrter war und sich obwohl er sich nur in seiner Freizeit mit der Thematik auseinandersetzte, viele grundlegende Überlegungen über Grammatik und Aufbau der französischen Gebärdensprache anstellte. Desloges nennt drei Klassen von Gebärden, die Fischer als „gewöhnliche oder ursprüngliche Gebärden“, „reflektierte Gebärden“ und „analytische Gebärden“ übersetzt. (Fischer 2003: 15) Erstere seien Gebärden, die Hörende und Gehörlose gleichermaßen verwenden und verstehen, Zweitere ebenfalls, die „aber nur mit etwas Überlegung produziert und verstanden werden können“ (ibid. 15) und Dritte bezeichnet sie

schließlich als „Konzepte, die sich nicht für einen direkten, bildlichen Ausdruck eignen. Solch Konzepte werden meist durch eine Gebärdenfolge wiedergegeben.“ (ibid. 15)

Ein grundlegender Unterschied zum Werk von Epée ist Fischer zufolge die Absicht, mit der die Aufzeichnung beziehungsweise Analyse der Gebärden vorgenommen wurde. Während sich Epée seiner methodischen Zeichen bediente, um Gehörlosen die französische Laut- und Schriftsprache beizubringen, ging es Desloges um die Erfassung und Analyse der französischen Gebärdensprache, wie sie zu seinen Lebzeiten in der Gehörlosengemeinschaft gebräuchlich war. Für die terminologische Analyse scheinen sich die Aufzeichnungen von Desloges jedoch weniger zu eignen, da sein Werk kaum Beschreibungen der einzelnen Gebärden enthält.⁵ (Vgl. Fischer 2003)

6.1.3 „Anleitung zum Unterrichte der Taubstummen...“ nach Friedrich Stork

Petra Berger (2006) zufolge ist es Joseph II. zu verdanken, dass im 18. Jahrhundert auch in Wien Gehörlosenbildung stattfand. In Folge seiner Reise nach Paris, auf der er sich sowohl mit der manuellen Methode von Abbé de l'Épée sowie mit der oralen Methode auseinandersetzte, gründete er 1779 das Wiener Taubstummeninstitut mit Friedrich Stork als Direktor. Nachdem Stork sieben Jahre Lehrerfahrung am Wiener Taubstummeninstitut sammelte, verfasste er 1786 die „Anleitung zum Unterrichte der Taubstummen nach der Lehrart des Herrn Abbé de l'Épée zu Paris, nebst einer Nachricht von dem kaiserl. königl. Taubstummeninstitute in Wien.“ (Berger 2006: 95) Diese Anleitung war als „Erster Theil“ (ibid.) gedacht, wengleich kein zweiter folgte. Neben Unterrichtsmethoden betonte Stork darin vor allem auch die Bedeutung der „manuellen Methode“:

„Sie haben das Vermögen, dasjenige, was durch die Sinne zur Seele gelangt war, durch Gebärden und Mienen wieder von sich zu geben, und das von neuem äußerlich

⁵ Als weiteres französisches Beispiel nennt Fischer das Wörterbuch der Gehörlosenschule in Chartres, das „Dictionnaire des sourds-muets“ von J. Ferrand, das 1897 bei J.-B. Baillièrre et Fils in Paris herausgegeben wurde. Wengleich nicht herauszufinden ist, ob dieses Werk von Gehörlosen oder Hörenden verfasst wurde, enthält es interessante Gebärden-Beschreibungen: „Für *parler* („sprechen“) sagt das alte Chartres-Wörterbuch, man solle die Lippen bewegen und mit der Hand auf die Ohren der anderen weisen. Dabei wird die Handform ‚P‘ benutzt, entsprechend dem französischen *parler*.“ (Fischer 2003: 17)

anzuzeigen, was im Herzen vorgeht, und was schon von aussen in das Innerste Hineingekommen war“ (Stork, 1786: 20, zit. nach Berger 2006: 97)

Aber wie bereits aus dem Titel seiner Unterrichtsanleitung „nach der Lehrart des Herrn Abbé de l'Epée“ (Berger 2006: 95) herausgeht, orientiert sich Stork an der „Zeichensprache“ nach Epée und ist Berger zufolge wie Epée auch der Meinung, dass die „Zeichen“ für den Spracherwerb nicht ausreichend sind. Einen besonderen Stellenwert im Spracherwerb nehmen seiner Meinung nach vor allem die „Ubung im Umgang mit anderen Menschen“ (Stork 1786: 23, zit. nach Berger 2006: 97) sowie das Lesen von Büchern ein. Um Gehörlosen Schrift und den Inhalt von Texten verständlich zu machen, erschuf auch Stork „methodische Zeichen“, um grammatikalische Elemente (in seinem Fall aus der deutschen Sprache) einzubauen. Wenngleich er damit wie Epée der ÖGS den Status einer eigenen Sprache eigentlich aberkennt, so erkennt er auch, dass Schrift und Aussprache der Lautsprache im Vergleich zu Gebärden willkürlich sind:

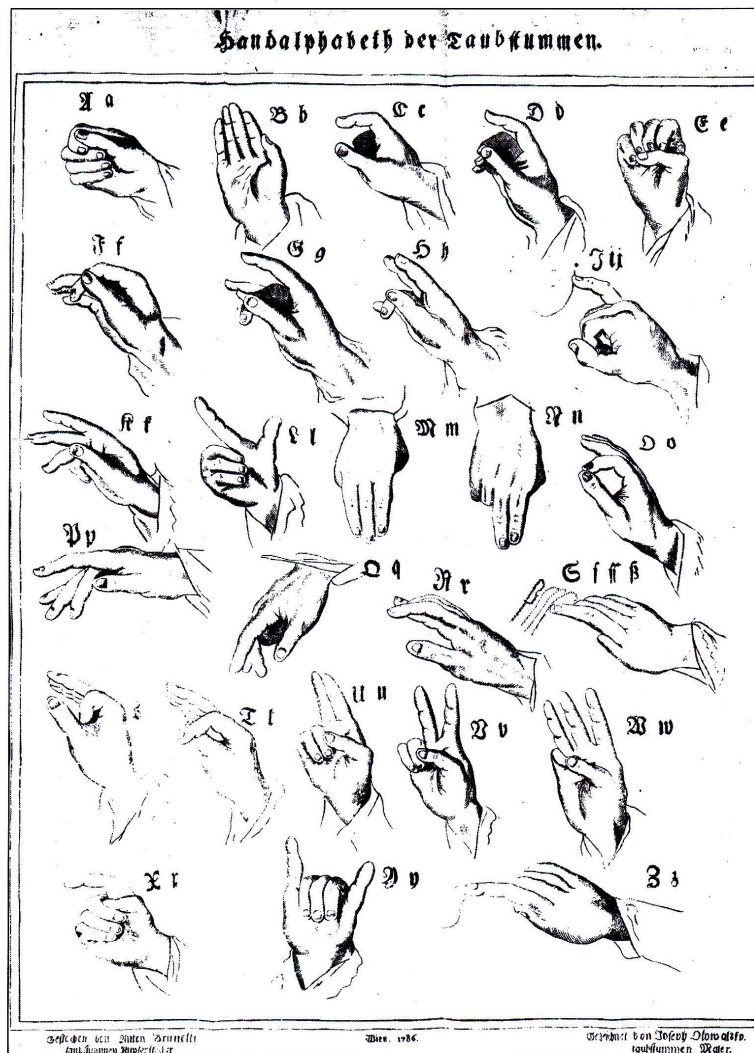
„Sie besteht aus willkürlichen hörbarem Zeichen, die gar keine erkennbare Aehnlichkeit mit den Gegenständen haben, die wir dadurch bezeichnen (...). Welche natürliche Verbindung ist zwischen der Idee eines Baumes, der Sonne, des Mondes und den artikulierten Tönen, wodurch diese Dinge angedeutet werden“ (Stork 1786: 25f. zit. nach Berger 2006: 98)

„Die angenommenen Schriftzüge, woraus selbe besteht, hat auch nichts ähnliches mit den Begriffen der Seele; sie sind nur da, die hörbaren Töne dem Auge sichtbar zu machen; sie bezeichnen die Idee nur in so weit, als sie auf bedeutende artikulierte Wörter zurückgeführt werden“ (Stork 1786: 26, zit. nach Berger 2006: 98).

Ohne Erlernen dieser Schriftsprache ist es Stork und auch Epée zufolge nicht möglich, Sprache zu erlernen. (Vgl. *ibid.*)

Aus Storks Unterrichtsbeschreibung geht hervor, dass er zunächst von der „Kenntnis des Buchstaben mittels Handalphabets“ (Stork 1786: 37, zit. nach Berger 2006: 105) ausging. Folgende Abbildung dieses Handalphabets in Form eines Kupferstiches findet sich in der Beilage seines Werkes:

Abb. 8: Älteste Abbildung des „Österreichischen Fingeralphabetes“, Kupferstich



Quelle: Beilage zu: Stork 1786

Abb. 13: Handalphabet nach Friedrich Stork (Berger 2006: 113)

Die Bedeutung des Handalphabetes schildert Stork folgendermaßen:

„Die so bewegliche, so biegsame, und so glücklich gebaute Hand des Menschen, dieses so unschätzbare Geschenk der Natur, muss hier die Stelle der Sprachorgane vertreten; gleichwie bei der mündlichen Rede jeder Buchstabe durch einen gewissen bestimmten Laut angezeigt wird: so wird auch bei dem Handalphabeth jeder Buchstabe durch ein gewisses Handzeichen angedeutet. Diese bestimmten Handzeichen, deren Anzahl, jener Buchstaben, gleich seyn muss, zusammengenommen, machen das aus, was wir Handalphabeth nennen.“ (Stork 1786: 32, zit. nach Berger 2006: 111)

Nach dem Fingeralphabet erfolgte der Unterricht einzelner Gebärden sowie „methodischer Zeichen“, um Grammatik zu vermitteln. Hier ein Beispiel zur Unterscheidung zwischen maskulin, feminin und neutrum:

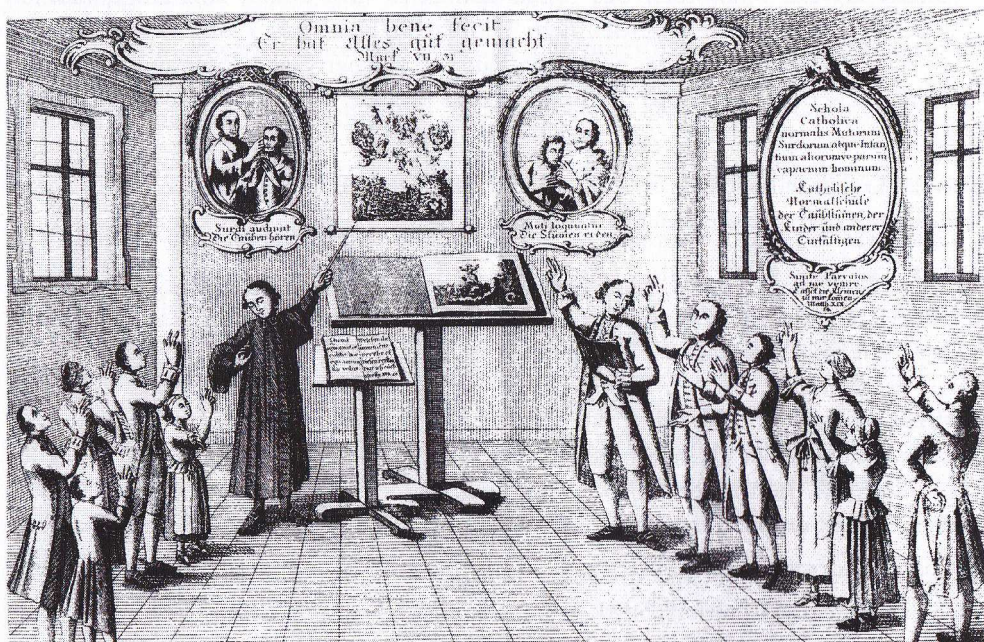
„Bei dem Knaben macht er das Zeichen des männlichen Geschlechts, welches darin besteht, dass man mit der Hand an den Hut greift, als ob man denselben abnehmen wollte.

Bei dem Mädchen macht er die Schüler auf die Haube aufmerksam, wovon wir das Zeichen des weiblichen Geschlechtes hernehmen, indem wir, dasselbe anzudeuten die Hand gegen das Ohr führen, wo die Spitzen der Frauenzimmerhauben aufhören.

Das ungewissen Geschlecht wird dadurch angezeigt, dass man die Hand an den Hut, und gegen das Ohr führt, aber sogleich das Zeichen der Verneinung dazu machen, um dadurch anzudeuten, dass es weder männlich noch weiblich ist.“ (Stork 1786: 52, zit. nach Berger 2006: 105f.)

Berger verweist in diesem Zusammenhang auf die Tatsache, dass beispielsweise das Zeichen für feminin in der heutigen ÖGS der Gebärde für FRAU entspricht und das Zeichen für maskulin in der heutigen ÖGS für HERR verwendet wird. Nach der Schilderung seiner theoretischen Herangehensweise, referiert Stork im zweiten Teil neben Sprache und Laute über die Schriftzeichen und im dritten Teil darüber, wie man „sich der Zeichen zu bedienen, um die Gedanken zu bezeichnen“ (Stork 1786: 47, zit. nach Berger 2006: 110) hatte. Aus terminologischer Sicht ist also wahrscheinlich vor allem der dritte Teil von Storcks Anleitung relevant.

6.1.4 „Katholische Normalschule für die Tauben, Kinder und andere Einfältige“ nach Romedius Knoll



Quelle: Beilage zu Knoll 1788

Abb. 14: Darstellung eines Gebärdenszeichens nach Romedius Knoll (Kupferstich)
(Knoll 1788, zit. nach Berger 2006: 134)

Den ersten Aufzeichnungsversuch in Österreich unternahm der Tiroler Franziskanerpater Romedius Knoll im Jahre 1788 indem er die Beschreibung einzelner Gebärden sowie sprachtheoretischen Gehörlosenunterricht in ÖGS vorlegte. (Vgl. Grbić 2004 / Berger 2002). Sein Werk „Katholische Normalschule für die Tauben, Kinder und andere Einfältige“ (Berger 2006: 116) diente vor allem der Vermittlung des Katechismus. Seiner Auffassung nach konnte man „einen Taubstummen auch in den vornehmsten Glaubensgeheimnissen unterrichten (...) mit Beyhube solcher Zeichen, welche ein Verhältnis dazu haben“ (Knoll 1788, Vorrede: §XIV.; zit. nach Berger 2006: 117) Aus terminologischer Sicht könnte diese erste Gebärdensammlung als erster Versuch einer gebärdensprachlichen Fachterminologiesammlung angesehen werden denn sein Werk umfasst neben Gebärden und deren Beschreibungen im „Zeichenregister“ (ibid. 116) vor allem auch inhaltliche Darstellungen bestehend aus Text, Tabellen und Abbildungen (Kupferstichen). In diesen Abbildungen versuchte er, den Inhalt zeichnerisch darzustellen. Die Abbildungen sind daher als Vorläufer der

Abbildungen als begriffsbezogene Daten einer terminologischen Sammlung anzusehen. (siehe dazu Kapitel: 5.4.2) In den den Inhalt beschreibenden Texten finden sich auch immer wieder Verweise auf den genannten „Zeichenregister“ – in terminologischen Datenbanken werden ebenfalls Verweise verwendet (meist Hyperlinks). Damit könnte sich dieses Werk als Fachterminologiesammlung qualifizieren, wenngleich sein Autor diesen Anspruch nie erhob. Denn Pater Knoll ging es um die Schaffung einer neuen Unterrichtsmethode für Gehörlose (damals „Taubstumme“), deren Inhalt sich vor allem auf den Katechismus konzentrierte. (Vgl. Berger 2006: 115ff)

Ungehindert dessen ist seine Sammlung die erste Aufzeichnung der Österreichischen Gebärdensprache, die Knoll als „Zeichensprache“ benannte. „Von der so schönen, und natürlichen Zeichensprache schämte man sich bisher zu schreiben, und verlangte eben so wenig davon zu wissen. Obschon diese die einzige ist, welche im Falle der Noth den Abgang aller Übrigen ersetzen kann.“ (Knoll 1788: Vorbericht, zit. nach Berger 2006: 118)

Im Vergleich zu den „methodischen Zeichen“, die wie bereits beschrieben als erfundenes System kritisiert wurden, schien Knoll wirklich die Gebärden aufzuzeichnen, die die Gehörlosen verwendeten. In Bezug auf die „methodischen Zeichen“ beziehungsweise die „manuelle Methode“ nach Epée reagierte Knoll folgendermaßen:

„(...) jene Zeichen sind meistens neu, schön, gelehrt, und ausgesucht, welche man mit großer Mühe den Taubstummen beybringen muss. Wir herentgegen halten uns an die einfällige Zeichensprache, welche sich die Tauben in einem Lande schon angewohnet haben: und nur alsdann nehmen wir uns die Freyheit neue Zeichen einzuführen, wenn den Taubstummen sonst keine üblich sind.“ (Knoll 1788: 214, zit. nach Berger 2006: 120)

Aus terminologischer Sicht könnte man in diesem Zusammenhang bemerken, dass Knoll auf „verwaltungsbezogene Daten“ wie sie in der computerunterstützten Terminologiearbeit genannt werden, wie beispielsweise die Angabe der Quelle, verzichtet beziehungsweise dass die Quelle für die Aufnahme der Terminologien die Gehörlosen selbst sind. Weiters ist festzustellen, dass Knoll offenbar wenn nötig neue Gebärden und damit neue „Benennungen“ einführte, das in der

Terminologiewissenschaft auch als „Prägen einer Benennung in der Zielsprache“ (Arntz/Picht/Mayer, 2009:156 f, vgl. Kapitel 4.4.1) bezeichnet wird. Außerdem

„kategorisiert Knoll die Gebärdenzeichen der ÖGS in ‚natürliche‘, ‚umschreibende‘ und ‚willkürliche Zeichen‘: Natürliche Zeichen seien solche, ‚welche ein jeder vernünftige Mensch sogleich versteht‘. Wie in Gebärdensammlungen dieser Zeit üblich, sind diese oft nicht näher beschrieben. Im ‚Zeichenregister‘ kodiert er sie durch folgende zwei Striche: — —. ‚Umschreibende Zeichen‘ werden durch ihre Eigenschaften definiert und ‚willkürliche Zeichen‘ habe ‚der Brauch die Gewohnheit eingeführt“ (Knoll 1788: 218, zit. nach Berger 2008: 123)

Auch Fischer (1996) sieht in Knolls „Zeichenregister“ eine terminologische Sammlung, wenn auch nur ein „zweisprachiges Wörterbuch“ (Berger 2008: 122) Die Tatsache, dass neben diesem „Zeichenregister“ Angaben zur Grammatik der ÖGS (sogenannte begriffsbezogene Daten) gemacht wurden, könnte Knolls Werk überdies als erste österreichische gebärdensprachliche terminologische Sammlung qualifizieren. (Vgl. Berger 2008 / Fischer 1996).

Der bereits erwähnte „Methodenstreit“, der Ende des 19. Jahrhunderts den „manuellen Methoden“ ein jähes Ende setzte führte dazu, dass nahezu ein Jahrhundert lang kaum Gebärden-Aufzeichnungen vorgenommen wurden. Mittlerweile gibt es aber immer mehr Ansätze, Gebärdensprachen aufzuzeichnen.

6.1.5 Von der LBG-Sammlung zur Gebärdensammlung

Das in Kapitel 1.2 bereits beschriebene Lautsprachbegleitende Gebärden, das in der Gehörlosenpädagogik bis heute einen bedeutenden Stellenwert einnimmt, war in der Vergangenheit ebenfalls Basis für diverse Gebärdenaufzeichnungen. Vor allem in Deutschland und Österreich entstanden ab den 1980er Jahren zahlreiche LBG-Sammlungen wie beispielsweise im Jahr 1985/86 das österreichische Werk von Ludwig Maier und Helmut Rosenberg „Die Sprache der Hände“ oder das „Lehr- und Übungsbuch der Gebärden Gehörloser“ von Karl Reschke in der damaligen DDR. (Vgl. Grbić/Andrée/Grünbichler 2004: 117). Während die beiden genannten Sammlungen nicht als LBG-Sammlungen sondern als Gebärdensprachsammlungen präsentiert wurden, waren die 1988 begonnenen vier Bände der „Blauen Bücher“ von Günter

Maisch und Fritz Helmut Wisch von Beginn an als LBG-Sammlungen gedacht. (Vgl. *ibid.* 117) Als problematisch an den genannten Sammlungen und an LBG-Sammlungen überhaupt sehen Grbić, Andrée und Grünbichler vor allen die Tatsache, dass diese Sammlungen keine Informationen über die Grammatik der jeweiligen Gebärdensprache liefern, also darüber, wie die einzelnen Gebärden richtig zusammengesetzt und angewendet werden, um Inhalte zu übermitteln. Denn diese LBG-Sammlungen orientierten sich stets an lautsprachlichen Strukturen und ließen gebärdensprachliche Strukturen außer Acht.

„Die Bandbreite von Informationen, die in Lautsprachenwörterbüchern als Norm gelten, findet man in vielen Gebärdenslexika nicht oder nur teilweise. Angaben zu phonologischen, morphologischen, syntaktischen, semantischen, pragmatischen Bedeutungen, Hinweise auf die Ausführung, Kontextbeispiele, Definitionen aber auch Angaben zur Verwendung oder zum Register fehlen oft gänzlich oder werden nur bruchstückhaft gemacht.“ (*ibid.* 118)

Dank der Forschungsarbeit zahlreicher Linguisten wie Edward Klima und Ursula Bellugi ist das Wissen über Struktur und Aufbau von Gebärdensprachen erheblich gestiegen. Dieses Wissen gilt es nun, in Gebärdensprachdatenbanken und –lexika zu integrieren, um den Ansprüchen von allen, die sich mit Gebärdensprachen beschäftigen, für Gehörlose und Hörende, für DolmetscherInnen, TerminologInnen, FachexpertInnen et cetera gerecht zu werden. (Vgl. *ibid.*)

6.2 Gebärdenslexika heute

Am Beginn jeder terminologischen Arbeit steht die Frage, welche Terminologie erfasst werden soll. Handelt es sich um ein bestimmtes Fachgebiet und wenn ja, wie wird dieses eingegrenzt oder will man eine allgemeinsprachliche terminologische Sammlung erstellen. Grbić, Andrée und Grünbichler zufolge gibt es kaum Fachgebiete, die in Gebärdensprachen diskutiert werden (Vgl. *ibid.* 123). Die im Kapitel Terminologiewissenschaft beschriebenen Herangehensweisen sowie auch die Methoden der dolmetschorientierten Terminologiearbeit sind für gebärdensprachliche Terminologiesammlungen von ebenso großer Bedeutung wie für rein lautsprachliche

Sammlungen. Da die Gebärdensprachlexikographie jedoch noch relativ am Anfang steht, hat sie mit einigen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen. Eine der Herausforderungen, der sich GebärdensprachlexikographInnen stellen müssen, ist die Beschaffung und Auswahl der aufzunehmenden Terminologie. Denn schriftliche Texte in Gebärdensprache gibt es kaum, die terminologische Arbeit ist daher größtenteils beschränkt auf das Wissen der Gehörlosen-Gemeinschaft oder auf die aufwendige Auswertung von auf Video aufgezeichneter Gebärdensprachkommunikation. Aus diesem Grunde wird bei der Erstellung von Gebärdensprachdatenbanken im deutschsprachigen Raum in der Regel von der deutschen Lautsprache ausgegangen. Die Auswahl der Termini sowie deren Entsprechungen in der jeweiligen Gebärdensprache werden in Zusammenarbeit mit Gehörlosen festgelegt. Problematisch ist vor allem der terminologische Anspruch der Äquivalenz (vgl. Kapitel 4.4), der sich bei Gebärdensprachen anders gestaltet als bei Lautsprachen. Weiters gibt es oftmals Fragen hinsichtlich der regionalen Verwendung einzelner Gebärden. Ein weiterer Punkt ist die Mehrdeutigkeit von Gebärden. Unterschieden und verstanden werden einzelne Gebärden teils nur im Kontext und mit dazugehörigem Mundbild, das jedoch variieren kann. (Vgl. *ibid.*)

6.2.1 Das Klagenfurter Fragebuch zum Grundwortschatz der Österreichischen Gebärdensprache

An der Universität Klagenfurt wurde bereits ab 1995 an der Erarbeitung des Grundwortschatzes der Österreichischen Gebärdensprache gearbeitet. Hiefür wurde zunächst eine Wortliste erstellt. Ziel war es, den Grundwortschatz der ÖGS zu erfassen und die Entsprechungen in ÖGS auf Video aufzunehmen. Es kam zu anfänglichen technischen Aufzeichnungsproblemen, die Liste wurde weiter überarbeitet und schließlich standen 1083 Einträge (deutsche Benennungen) und 726 Hinweise auf Mundbild und Gestik zur Verfügung. Die Entscheidung, einzelne Begriffe (Wörter) als Ausgangspunkt zu wählen, ist damit zu begründen, dass sich die beteiligten Linguisten in relativ unbekanntes Terrain wagten und von der Grundannahme ausgingen, in der deutschen Lautsprache und in der ÖGS übereinstimmende Konzepte vorzufinden. Das

im Kapitel Äquivalenz beschriebene Problem war ihnen dabei stets bewusst. Auch war die Ausgangsliste lediglich eine erste Annäherung und keinesfalls als unveränderliche Liste anzusehen. Als Quelle für die Wortliste wurde neben Texten vor allem Dolmetscharbeit (ÖGS-Deutsch) ausgewertet, sowie Übersetzungen aus der ÖGS ins Deutsche. Weiters wurde gemeinsam mit gehörlosen Gewährspersonen versucht, deutsche Entsprechungen für Konzepte zu finden, die österreichische Gehörlose in ihren Kommunikationssituationen oft anwendeten. Für die Erstellung der genannten Wortliste wurden wie in der Linguistik üblich, sogenannte Glossen verwendet. „Glossen sind (...) möglichst einfache Identifikatoren einer Beschreibungssprache (in unserem Fall des Deutschen) für Wörter einer Objektsprache (in unserem Fall der ÖGS).“ (Skant/Orter/Okorn 2001: 98) Als problematisch erwies sich jedoch in diesem Zusammenhang, dass zwischen Glossen und dem zu produzierenden Mundbild Verwechslungsgefahr bestand, dass einige Gebärden dieselben manuellen Merkmale aufweisen, jedoch eine andere Mimik oder je nach Kontext eine andere Bedeutung haben und dass es für ein deutsches Wort mehrere Gebärdenvarianten gibt. (Vgl. Skant/Orter/Okorn 2001)

All diese Punkte wurden bei der Wortlistenerstellung berücksichtigt. Da es nicht pro Gebärde ein deutsches Wort als Entsprechung gibt und geben kann, bestehen die verwendeten Glossen aus einem oder aus mehreren Wörtern, die entweder mit dem Zeichen + oder – verbunden werden können, um anzuzeigen, dass es sich um zusammengesetzte Gebärden handelt oder dass für die deutsche Übersetzung zwei Benennungen notwendig sind. Mithilfe eines Schrägstrichs kann angezeigt werden, dass es für die jeweilige Gebärde mehrere deutsche Entsprechungen gibt, weiters kann eine Glosse mit einer Erklärung in Klammer versehen sein. Informationen zu Mundbild und Gestik werden in eckigen Klammern angegeben, Informationen zur Mimik werden hochgestellt, Informationen zur Dauer der Gebärde durch einen Strich über dem deutschen Wort markiert. Soll eine Gebärde wiederholt gebärdet werden, wird dies durch einen oder mehr Doppelpunkte angezeigt. Außerdem gibt es besondere Glossen zur Angabe von grammatikalischen Elementen wie Possesivverhältnissen (POSS), Klassifikatoren (KLASS), die eine Objektklasse bedeuten oder Gesten, um auf Personen

oder Dinge zu verweisen beziehungsweise sie im Gebärdenraum zu lokalisieren (INDEX oder IX). (Vgl. ibid.)

Um die beschriebenen Regeln zu veranschaulichen dient folgendes Beispiel:

„_____ wf

WO DEIN BÜRO WO

Fragewort + Subjekt + Fragewort

„Wo befindet sich dein Büro?“ (ibid. 103-104)

Wie bereits beschrieben, bestehen Gebärden aus manuellen und nicht-manuellen Bestandteilen. Diesem Umstand wurde bei der Erstellung der Wortliste ebenfalls Rechnung getragen. Hierbei wurden folgende vier Möglichkeiten unterschieden: „rein manuell realisierte Gebärde“, „Gebärden mit manuellem und mimischem und/oder mundgestischem Anteil“, „Gebärde mit manuellem Anteil und Mundbild“, „ausschließlich nichtmanuell realisierte Gebärde“ (ibid. 102) Ein weiterer Punkt hinsichtlich der Wortlistenerstellung war der Einfluss der deutschen Sprache auf die ÖGS. Um LBG-Übersetzungen zu vermeiden, wurden die Gewährspersonen ausdrücklich darauf hingewiesen, nur Gebärden zu präsentieren, die von Gehörlosen wirklich verwendet werden und die der Gebärdensprache zuzuordnen sind und keine LBG-Übersetzungen darstellten. Ob diese Unterscheidung stets eindeutig zu treffen ist sei an dieser Stelle dahingestellt. Hinsichtlich der Wortliste war von Beginn an klar, dass diese im Verlauf der Arbeit veränderbar ist. So kam es neben Veränderungen (wie beispielsweise Abkürzungen wie etwa statt Kugelschreiber Kuli) zu Ergänzungen (wie etwa die Ergänzung von Objekten bei Verben und Adjektiven) und Streichungen. (Vgl. ibid)

Im Folgenden wird eine Auswahl an terminologischen Gebärdensprach-Projekten präsentiert. Hierbei ist zu unterscheiden zwischen schriftlichen terminologischen Sammlungen und computergestützten Gebärdensprachdatenbanken, die teils auf

Datenträgern, teils online angeboten werden. Das Hauptaugenmerk liegt zunächst auf österreichischen Projekten.

6.3 Schriftliche gebärdensprachliche Sammlungen

Beispiele für österreichische schriftliche Sammlungen sind „Mein erstes Gebärdenbuch“ (2004) und „Mein Fingeralphabet“ (2003), die vom Österreichischen Gehörlosenbund herausgegeben wurden und sich - wie an den Titeln unschwer zu erkennen ist - an Kinder richten. Diese beiden Sammlungen präsentieren einzelne Gebärden anhand von Zeichnungen. Während „Mein erstes Gebärdenbuch“ thematisch geordnet ist, sind in „Mein Fingeralphabet“ Grundgebärden nach den Handstellungen des ÖGS-Alphabets geordnet. In „Mein erstes Gebärdenbuch“ wird in Bildern und anhand von Pfeilen dargestellt, wie die Hand / Hände bewegt werden, Orientierung, Ausführungsstelle und Kontaktstelle sind im Bild ersichtlich. Die Bedeutung der Gebärde wird sowohl schriftlich als auch bildhaft dargestellt. In „Mein Fingeralphabet“ wird auf eine bildhafte Darstellung der Bedeutung verzichtet.



Abb. 15: Gebärden zum Themenfeld Frühstück: (Mein erstes Gebärdenbuch, S. 48)



Abb. 16: Gebärden mit der Handform des Buchstaben „G“ (Mein Fingeralphabet)

Eine weitere österreichische gedruckte Gebärdensammlung wurde ebenfalls vom Österreichischen Gehörlosenbund herausgegeben: „Medizinisches Handbuch. Österreichische Gebärdensprache“ (2005). Diese Sammlung bewegt sich meines Erachtens zwischen einer allgemeinsprachlichen und einer fachsprachlichen Sammlung. Zielgruppe des Büchleins in handlichem A6-Format sind in erster Linie ÄrztInnen und medizinisches Personal. Neben allgemeinsprachlichen Einzelgebärden werden auch Teile möglicher Dialoge mit gehörlosen PatientInnen präsentiert sowie Gebärden von Krankheiten, Symptomen oder Untersuchungen. Auch in dieser Sammlung werden zur Vermittlung von Gebärden Zeichnungen verwendet, mit Hilfe von Pfeilen soll die jeweilige Handbewegung zur Ausführung der Gebärden dargestellt werden. Die Darstellung erfolgt teils in einer Abbildung, teils in einer Abfolge von Abbildungen. Die jeweilige Bedeutung ist schriftlich dargestellt. Auf Informationen zu Inhalt, Quelle oder Kontext wurde verzichtet.

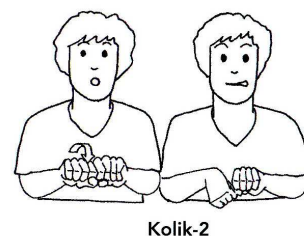
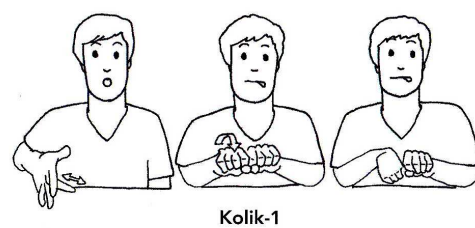
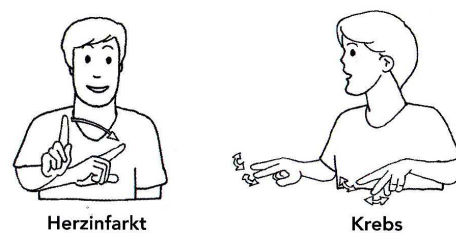


Abb. 17: Fragen in ÖGS (ibid. 15)

Abb. 18: Fachgebärden (ibid. 57)

Die Anzahl der österreichischen multimedialen Gebärdensprachdatenbanken ist etwas größer. Beispiele für allgemeinsprachliche ÖGS-Gebärdensprachdatenbanken sind „Mudra“, „Leda Sila“, „Shake Hands“, „Sign-IT“, „SignLex“ und ein Projekt der HTL Spengergasse in Wien in Kooperation mit dem österreichischen Gehörlosenbund.

„MUDRA – Das Multimedia-Paket zur Österreichischen Gebärdensprache“⁶, wurde von Fischer Film (2001) produziert und ist auf CD-ROM erhältlich. Neben „MUDRA“ wird auch „KIMU (KinderMUDRA)“ angeboten. MUDRA ist zugleich als Lernprogramm als auch als Lexikon der Österreichischen Gebärdensprache inklusive Einbeziehung dialektaler Varianten konzipiert. Gesucht werden kann sowohl nach Wörtern sowie nach Gebärden. Die Suche nach Gebärden ist nach linguistischen Erkenntnissen aufgebaut und setzt sich daher zusammen aus den Eingaben zu Handform, Ausführungsstelle, Orientierung und Bewegung. Auch das Mundbild wird berücksichtigt. Anhand dieser Parameter können ausgehend von einer gefundenen Gebärde weitere Gebärden mit übereinstimmenden Parametern gesucht werden. Die Suche nach Wörtern erfolgt entweder durch manuelle Eingabe oder durch Suche und Auswahl eines Wortes der Wortliste. Die einzelnen Gebärden werden in Videos dargestellt, die jederzeit gestoppt und in beliebiger Geschwindigkeit abgespielt werden können. Bei Videos, die Gebärden mit Mundbild darstellen, kann der Ton ein- und ausgestaltet werden. Neben der Suche nach Gebärden beziehungsweise deren Entsprechungen kann der/die BenutzerIn auch selbst Sammlungen (sogenannte Gebärdenkörbe) anlegen, verändern, speichern und löschen. Überdies bietet MUDRA ein Trainingsprogramm an, mit dem die gelernten Gebärden geübt werden können, sowie die Möglichkeit, Lippenlesen anhand von Videos zu trainieren. (Vgl. Handbuch Mudra 2001)

Die Online-Datenbank „LedaSila – Lexical Database für Sign Languages“⁷ wurde vom Zentrum für Gebärdensprache und Hörbehindertenkommunikation der Alpen Adria Universität Klagenfurt entwickelt. LedaSila versteht sich als kostenlose und vor allem ausbaufähige Gebärdensprach-Datenbank für Gehörlose und alle an Gebärdensprachen Interessierte und ist online verfügbar. Für die Benutzung steht

⁶ <http://www.mudra.org/>

⁷ <http://ledasila.uni-klu.ac.at>

sowohl eine einfache Suche als auch eine erweiterte Suche zur Verfügung. Die einfache Suche besteht aus Angaben zu Semantik, Region, Art der Gebärde, Ausführungsstelle, Handform und Wortfeld. Bei der erweiterten Suche können Angaben zu den non-manuellen Merkmalen Mimik, Mundbild, Mundgestik, Kopf, Schultern und Oberkörper, Angaben zu Morphosyntax und Pragmatik gemacht werden und die Phasen Handform, Ausführungsstelle, Handformorientierung, Fingeransatzrichtung, Handgelenk, Kontaktpunkt, Kontaktart, Bewegungstyp, Bewegungsrichtung, Bewegungsebene, Komplexe ikonische Bewegung, Wiederholung, Symmetrie, Bewegung aus einem Gelenk, Fingerspiel, lokale/interne Bewegung, Größe, Tempo, Intensität, Kontaktpunkt und Kontaktart ausgewählt und spezifiziert werden. LedaSila ist sowohl auf deutsch sowie auf englisch bedienbar. Die einzelnen Gebärden werden wie bei MUDRA in Gebärdenvideos dargestellt und können ebenfalls in beliebiger Geschwindigkeit abgespielt werden. LedaSila berücksichtigt neben der ÖGS auch dialektale österreichische Gebärdensprach-Varianten. (Vgl. LedaSila)

Ein weiteres Online-ÖGS-Lexikon ist „Sign-IT⁸: Online Lexikon der Österreichischen Gebärdensprache“. Sign-IT versteht sich als Medienlernsystem sowie als Lexikon der Österreichischen Gebärdensprache unter Einbeziehung sämtlicher dialektaler Varianten und ist in Zusammenarbeit des Zentrums für Multimediales Lernen der FH Joanneum Graz mit der Arbeitsgruppe für Gebärdensprache des Instituts für Translationswissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz und dem Forschungszentrum für Gebärdensprache und Hörgeschädigtenkommunikation der Universität Klagenfurt entstanden. (Vgl. Grbić/Andrée/Grünbichler 2004 / Sign-IT)

Die auf CD-ROM erhältliche Gebärdensprachdatenbank „SignLex: Lexikon der IT Grundbegriffe Deutsch-ÖGS“ wurde in den Jahren 2002 und 2003 von Gehörlosen, und ÖGS-DolmetscherInnen in Zusammenarbeit mit dem Studiengang Informationsmanagement der Fachhochschule Joanneum Graz entwickelt. SignLex versteht sich als terminologische Fachdatenbank zum Thema Informationstechnologie und enthält neben Gebärdenvideos zu einzelnen Begriffen, deutschsprachige beziehungsweise englischsprachige Fachtermini, Erklärungen in Form von Texten,

⁸ www.sign-it.at

Symbolbildern und Animationen sowie in Gebärdensprachvideos. Weiters gibt es die Möglichkeit über Querverweise von Fachwörtern zu Erklärungen zu gelangen. Die Videos können in beliebiger Geschwindigkeit abgespielt werden. Zu den englischsprachigen Texten gibt es überdies eine phonetische Umschrift, um die korrekte Aussprache zu erleichtern wie beispielsweise „APPLE ‚Äppl‘, E-MAIL ‚Imejl‘, JOYSTICK ‚Dschojstick‘“ (Grbić 2004: 133, Fußnote 76). Die Aufnahme der Gebärdenvideos erfolgte in der Steiermark. Das Lexikon ist jedoch nicht auf rein steirische Gebärden begrenzt. Wie Sign-IT soll auch SignLex nicht als fertige Datenbank verstanden werden und ist jederzeit erweiterbar. (Vgl. Grbić 2003 / Grbić/Andrée/Grünbichler 2004)

Die Gebärden-Lexika „Shake Hands Gebärden-Lexika Anfänger I & II“ sowie „Shake Hands Gebärden-Lexika Fortgeschritten I & II“ wurden 2008 und 2010 in Zusammenarbeit mit dem Sprachenzentrum der Universität Wien entwickelt und dienen als begleitende Lernmaterialien zu den am Sprachenzentrum angebotenen ÖGS-Kursen. Die Lexika sind als CD-ROM erhältlich und bieten neben Video-Übungen zum Fingeralphabet, Spielen und Geschichten Lexika in alphabetischer Ordnung sowie geordnet nach Lektionen und Geschichten an. Die einzelnen Gebärden werden ebenfalls in beliebig schnell abspielbaren Videos dargestellt.

Als letztes Beispiel für österreichische Gebärdensammlungen soll an dieser Stelle ein Projekt erwähnt werden, das der österreichische Gehörlosenbund gemeinsam mit der HTL Spengergasse entwickelt hat. Neben allgemeinen Informationen zu den Themen Gehörlosigkeit und Gebärdensprachen verfügt das online verfügbare Projekt über ein Wörterbuch, in dem aus Gebärden zu den Themen Begegnung, Familie, Gegenstände, Kleidung, Lebensmittel und Tiere sowie nach Eigenschaftswörtern, Fragewörtern, Verben und Zeitangaben ausgewählt werden kann. Die einzelnen Begriffe können auch über die Suchfunktion eingegeben werden. Das Projekt versteht sich als Weiterentwicklung der vom ÖGLB in Buchform herausgegebenen und bereits genannten Gebärdensammlungen. Zu diesem Zweck wurden einige der in Buchform gedruckten Gebärdenzeichnungen animiert.⁹

⁹ http://www.oeglb.at/oegs_projekt/

Die beschriebenen österreichischen Bemühungen und Projekte mit dem Ziel, Gebärdensprachen aufzuzeichnen, um in der weiteren Folge Gebärdensprachenlexika zu erstellen, stellen viele wichtige Schritte in Richtung einer nachhaltigen Gebärdensprachenlexikographie dar, von der nicht zuletzt auch GebärdensprachdolmetscherInnen profitieren. Es stellt sich jedoch die Frage, wie GebärdensprachdolmetscherInnen neue Terminologie erfassen, ohne Zeichnungen oder Abbildungen anzufertigen und ohne Videos aufzunehmen. Eine Möglichkeit wäre die Auseinandersetzung mit Gebärdenschriften, auf die im folgenden Kapitel eingegangen wird.

6.4 Gebärdenschriften und Notationssysteme

Ulrike Bergermann sieht die Anfänge der Tanzschriftaufzeichnungen als Parallelen zu Gebärdenaufzeichnungen und verweist in diesem Zusammenhang auf die in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts entstandene „Labanotation“ von Rudolf von Laban. (Vgl. Bergermann 2011) Wie in folgender Abbildung zu sehen ist, entwarf Laban neben graphischen Darstellungsmöglichkeiten für die Bewegung der verschiedenen Körperteile pfeilähnliche Symbole für die Angabe von Richtungen sowie Symbole für die Mimik:

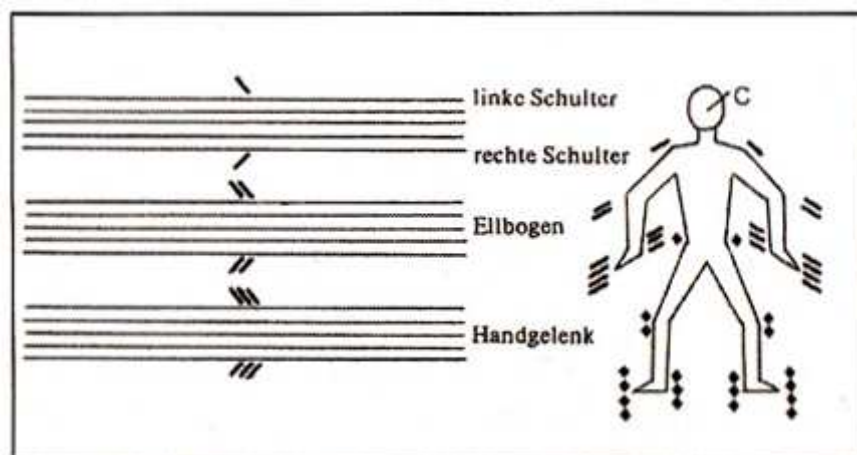


Abb. 19: Körperzeichen nach Laban (Bergermann 2001: 306)

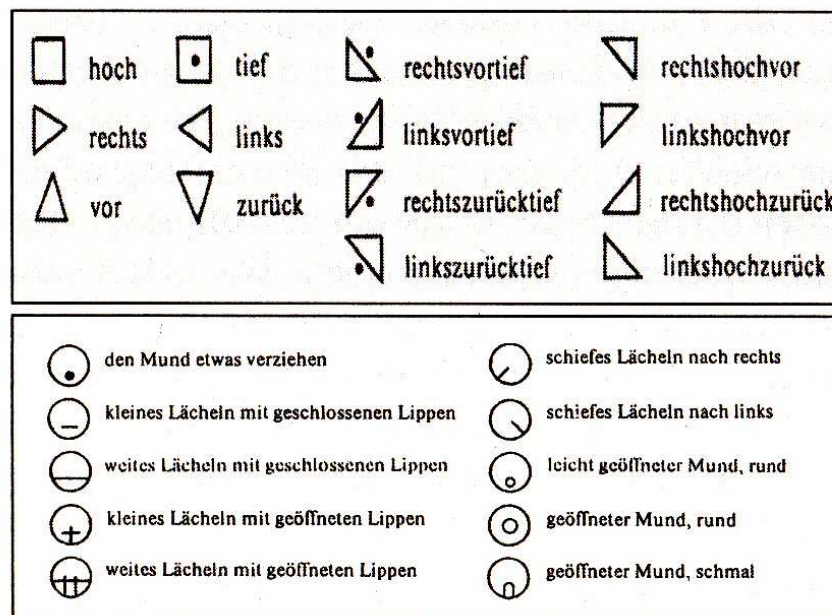


Abb. 20: Dimensionen und Mimiknotation nach Laban (ibid. 307)

Diese Tanznotation ist mittlerweile auch als Software erhältlich und kommt in Tanzschulen wie beispielsweise der Lola-Rogge-Schule in Hamburg zum Einsatz. (Vgl. Bergermann 2001: 307)¹⁰

Die erste wirkliche Gebärdenschrift stammt Bergermann (2001) zufolge vor allem von Auguste Bébien, der bereits im 19. Jahrhundert (1817/1825) in seinem Werk „Mimographie“ einen ersten Versuch anstellt, eine Gebärdenschrift zu erstellen. Sein Ansatz war die Reduktion der vielen Gebärdenzeichen auf eine geringere Anzahl. Mithilfe von zwanzig Zeichen konnten seiner Mimographie zufolge sowohl Bewegungen als auch Mimik wiedergegeben werden. (Berger 2001: 303)

Die erste Gebärdenschrift aus dem 20. Jahrhundert findet sich bei William C. Stokoe, dem „Begründer der modernen Gebärdensprachlinguistik“ (ibid. 309) Stokoe ging zunächst von den drei Parametern Handform, Ausführungsort und Bewegung aus.

¹⁰ Eine ausführliche Beschreibung über die Entstehung und Entwicklung von Tanzschriften findet sich bei Jesche, Claudia (1983): Tanzschriften. Ihre Geschichte und Methode. Die illustrierte Darstellung eines Phänomens von den Anfängen bis zur Gegenwart, Comes Verlag: Bad Reichenhall

Table 1: Symbols for cheremes of position, TAB, only			Table 2: Symbols for cheremes, DEZ (& some TAB)		
Name	Symbol	Description	Name	Symbol	Description (See Fig. 1)
Zero tab	∅	the space in front of signer's body	Fist	A, A/S, A _t	the hand clasped: a, s, t
Face	○	the head & space around it	Flat hand	B	the open, spread hand, b
Brow	∩	the upper face: brows to hair-line & temples	Curved hand	C, C _#	the c & o of Fig. 1
Mid-face	°	eyes, nose: between ∩ & ∪	Retracted hand	E	the fingers clenched in palm
Lower face	∪	the chin, mouth, or lips	Index	G	allocheric forms g, d, 1
Side face	}	the cheek, ear, or jaw	H-hand	H	h, u, n 1st 2 fingers joined
Neck	Π	between chin & chest	Pinkie, l-hand	I	little finger ext. from fist, l
Body or trunk	[]	shoulders-hips inclusive	K-hand	K	index, 2 & tb make a k
Upper arm	\	the region of the biceps	L-hand	L	tb & index make rt. angle, l
Elbow	–	the distal side of forearm	Bent-hand	M	hand makes angle, m Fig. 1
Supine arm	a	the proximal side of t/a, wrist	R-hand	R	1st & 2nd fingers crossed, r
Prone arm	∂	the distal side wrist, etc.	V-hand	V	1st & 2nd fingers spread, v
			W-hand	W	1st 3 fingers extend & spread
			Y-hand	Y	tb & little finger spread from fist; allocheric forms P middle finger bent in from spread flat hand; index & pinkie up

Abb. 21: Gebärdenschrift nach Stokoe (Bergermann 2001: 311)

Für die Parameter Ausführungsort und Bewegung verwendete er ikonische Symbole, die Handformen stellte er mit lateinischen Buchstaben oder Zahlen dar. Seine Notation kann insofern nicht als Notation für Gebärdensprachen generell angewandt werden, als die Handformen nicht in allen Gebärdensprachen gleich sind. Kritischen Stimmen zufolge ging Stokoe zu stark von der (amerikanisch-) englischen Lautsprache aus und vernachlässigte dadurch die non-manuellen Elemente. (Vgl. Bergermann 2001)

6.4.1 Sign Writing nach Valerie Sutton

Eine der wohl bekanntesten Gebärdenschriften wurde von Valerie Sutton entwickelt. Suttons Gebärdenschrift wurde zunächst anhand von Zeichnungen entwickelt und in weiterer Folge in eine Software übertragen. Ausgangspunkt ihres Schriftsystems war ihre Tätigkeit als Tänzerin des Königlichen Dänischen Balletts in Kopenhagen und ihre Ausarbeitung eines Notationssystems für Tänze, dem „Sutton Movement Writing“ (Bergermann 2001: 372) In weiterer Folge erarbeitete sie „DETAILED SIGN WRITING“ (ibid.), eine Notationsschrift für die dänische Gebärdensprache. (Vgl. ibid.)

In weiterer Folge entwickelte sie „SIGN WRITING SHORTHAND“ (ibid. 474), ein Schriftsystem für die Praxis, für das schnelle Mitschreiben von Gebärden. Zwei

Weiterentwicklungen von „SIGN WRITING SHORTHAND“ sind „SIGN WRITING PRINTING“ und „SIGN WRITING HANDWRITING“. (ibid.) Wie die Bezeichnungen vermuten lassen, dient ersteres für den Druck von Literatur in Gebärdensprache und zweiteres für das rasche Mitschreiben. Folgende Graphik illustriert die eben genannten Teile:

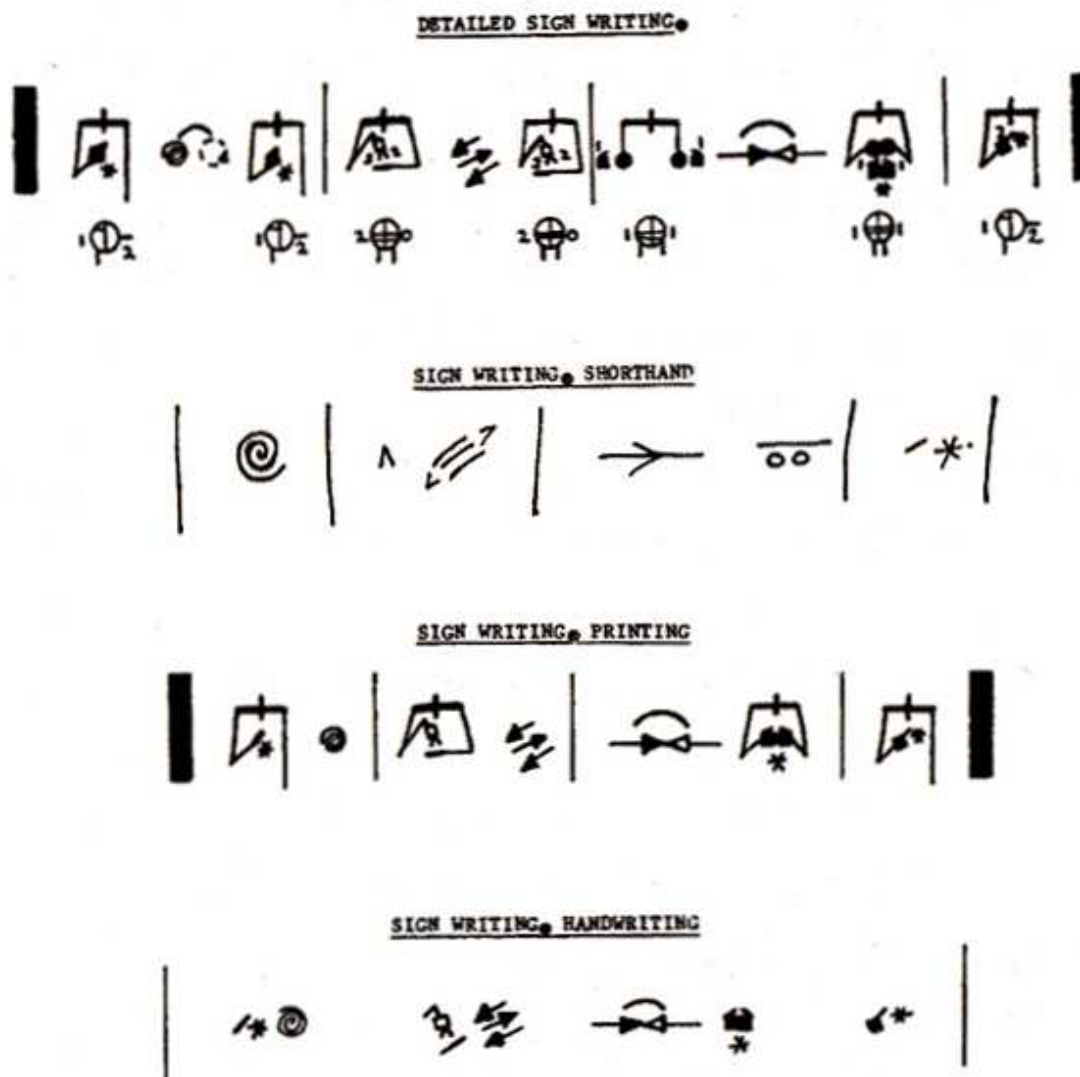


Abb. 22: Sign-Writing nach Valerie Sutton (Bergermann 2001: 374)

Während „DETAILED SIGN WRITING“ alle gebärdensprachlichen Elemente zu erfassen versucht, werden bei „SIGN WRITING SHORTHAND“ sowie auch bei „SIGN WRITING PRINTING“ und „SIGN WRITING HANDWRITING“ nicht alle Details erfasst. Zur

linguistischen Bearbeitung dient daher in erster Linie „DETAILED SIGN WRITING“. Ich wage an dieser Stelle die Vermutung, dass für das terminologische Erfassen von Gebärdensprachen alle vier Ansätze zur Anwendung kommen könnten, wenngleich die detaillierte Variante aus Gründen der Vollständigkeit sich langfristig wahrscheinlich als sehr nützlich erweisen könnte. Für die Ersterfassung hingegen eignen sich wahrscheinlich vor allem „SIGN WRITING SHORTHAND“ und „SIGN WRITING HANDWRITING“, da es, sofern das System beherrscht wird, ein schnelles Mitschreiben von gebärdensprachlichen Inhalten ermöglicht. Zur Darstellung in terminologischen Systemen könnte es schließlich in „SIGN WRITING PRINTING“ umgewandelt werden, um eine schnellere Erfassung, etwa beim Lernen und Üben von Terminologie beispielsweise als Vorbereitung auf einen Dolmetscheinsatz zu ermöglichen.

Wie im folgenden Ausschnitt aus Suttons Sign-Writing zu sehen ist, erfasst das Notationssystem neben diversen Handformen die Bewegungen der Arme, der Schultern und des Kopfes.

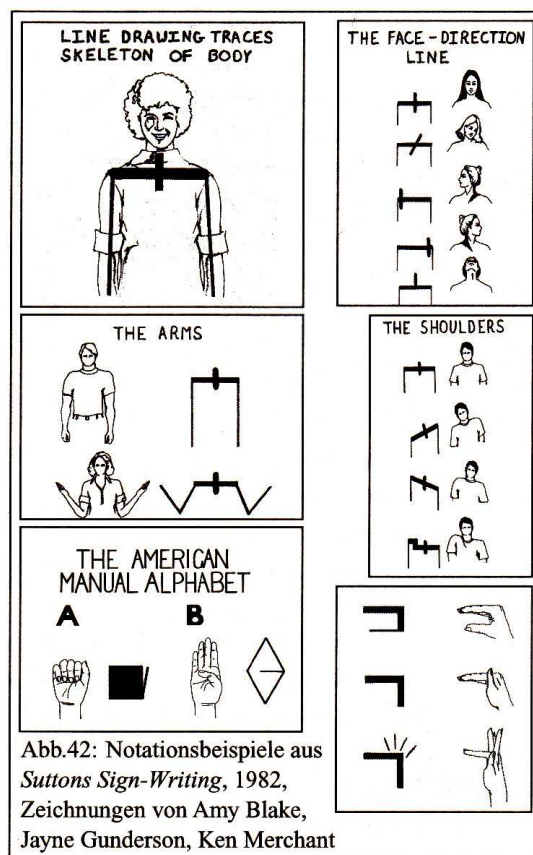


Abb. 23: Auszug aus Sign-Writing nach Valerie Sutton (Arme, Schultern, Kopf) (ibid. 373)

Zur Darstellung der Mimik entwickelte Sutton ebenfalls Symbole, die verschiedene Emotionen ausdrücken:

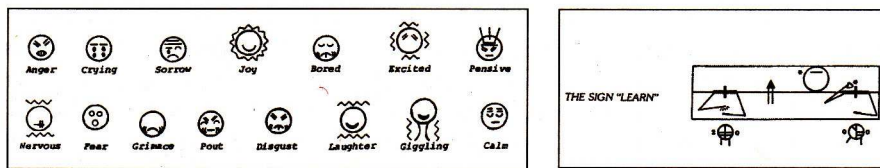


Abb. 24: Auszug aus Sign-Writing nach Valerie Sutton (Emotionen) (ibid. 373)

Wie die Website www.signwriting.org zeigt, ist die von Valerie Sutton entwickelte Gebärdenschrift längst vielerorts in Verwendung. Eine praktische Auseinandersetzung mit Valerie Suttons Gebärdenschrift in Deutschland findet sich auf der Website www.gebaerdenschrift.de, auf der Stefan Wöhrmann, Lehrer am Landesbildungszentrum für Hörgeschädigte in Osnabrück, einen Einstieg in die Gebärdenschrift anbietet, Eindrücke vom Schulalltag sowie vom Unterricht der Gebärdenschrift liefert. Für GebärdendolmetscherInnen von Interesse dürfte in diesem Zusammenhang vor allem die Website www.signbank.org sein, die auf online basierende Gebärdensprachwörterbücher aus aller Welt weiterleitet.

6.4.2 Mathematik als Grundlage für eine Gebärdenschrift

Chrissostomos Papaspyrou sieht die Grundlage für die Entwicklung eines Schriftsystems für die Darstellung von Gebärdensprachen in der Mathematik. Denn vor allem durch die Dreidimensionalität der Gebärden ist es seiner Meinung nach notwendig, den Raum, in dem die Gebärden statt finden, den sogenannten „Gebärdenraum“ (Papaspyrou 1990: 42) zu definieren und zu berechnen. Der dreidimensionale Raum wird in der Mathematik durch die X-Achse, Y-Achse und Z-Achse dargestellt. Ausgehend von Punkt „P“ wird mithilfe von vektoriellen Zeitfunktionen $\vec{r}(t)$ die Handbewegung einer Gebärde dargestellt. (Vgl. ibid.)

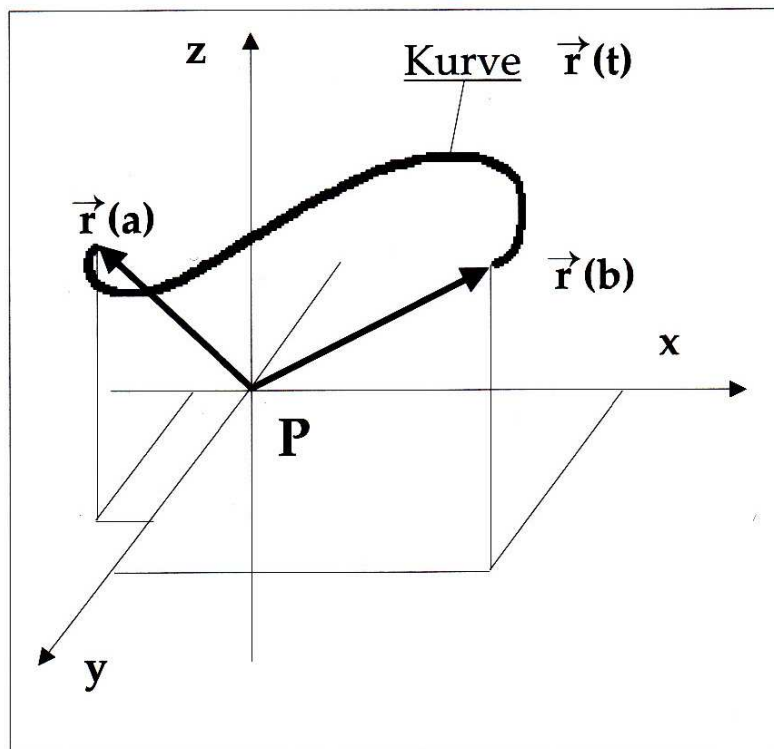


Abb. 25: Bewegungsfunktion (Papasprou 1990:43)

Auf die einzelnen Subräume im Gebärdenraum wird in dieser Arbeit nicht näher eingegangen. Um nicht nur die Bewegung sondern vor allem auch die Handform(en) einer Gebärde im Raum darzustellen, dient die Handkonfigurationsfunktion „h“. Somit kommt Papasprou zu folgender mathematischer Darstellung einer Gebärde:

$$\vec{Z}(t) = \vec{H}(\vec{r}(t)) = \vec{H}(x(t), y(t), z(t)), t \in [a, b].$$

Abb. 26: Mathematische Formel für eine Gebärde (Papasprou 1990: 49)

„Die mathematische Definition des Gebärdenzeichens besagt, daß ein Gebärdenzeichen das Ergebnis eines Prozesses ist, bei dem eine bestimmte Handkonfigurationsfunktion in einer bestimmten Zeitspanne ihren Performanzpunkt entlang einer bestimmten Bewegungsfunktion transferiert. Das Gebärdenzeichen ist also eine Synthese zweier miteinander verknüpften Funktionen, der Bewegungsfunktion und der Handkonfigurationsfunktion.“ (Papasprou 1990: 49)

Als weiteren Schritt definiert Papaspyrou die Menge der Handformen. Seine Überlegungen gehen von der deutschen Gebärdensprache (DGS) aus und umfassen 34 Handformen. Jeder Handform wird ein Buchstabe oder eine Kombination aus Buchstaben des lateinischen Alphabets zugeteilt und im Gebärdenraum lokalisiert. Neben den Buchstaben des lateinischen Alphabets werden außerdem diakritische und Interpunktionszeichen verwendet. Wie die Transkription in Gebärdenschrift aussehen könnte zeigt folgende Abbildung:

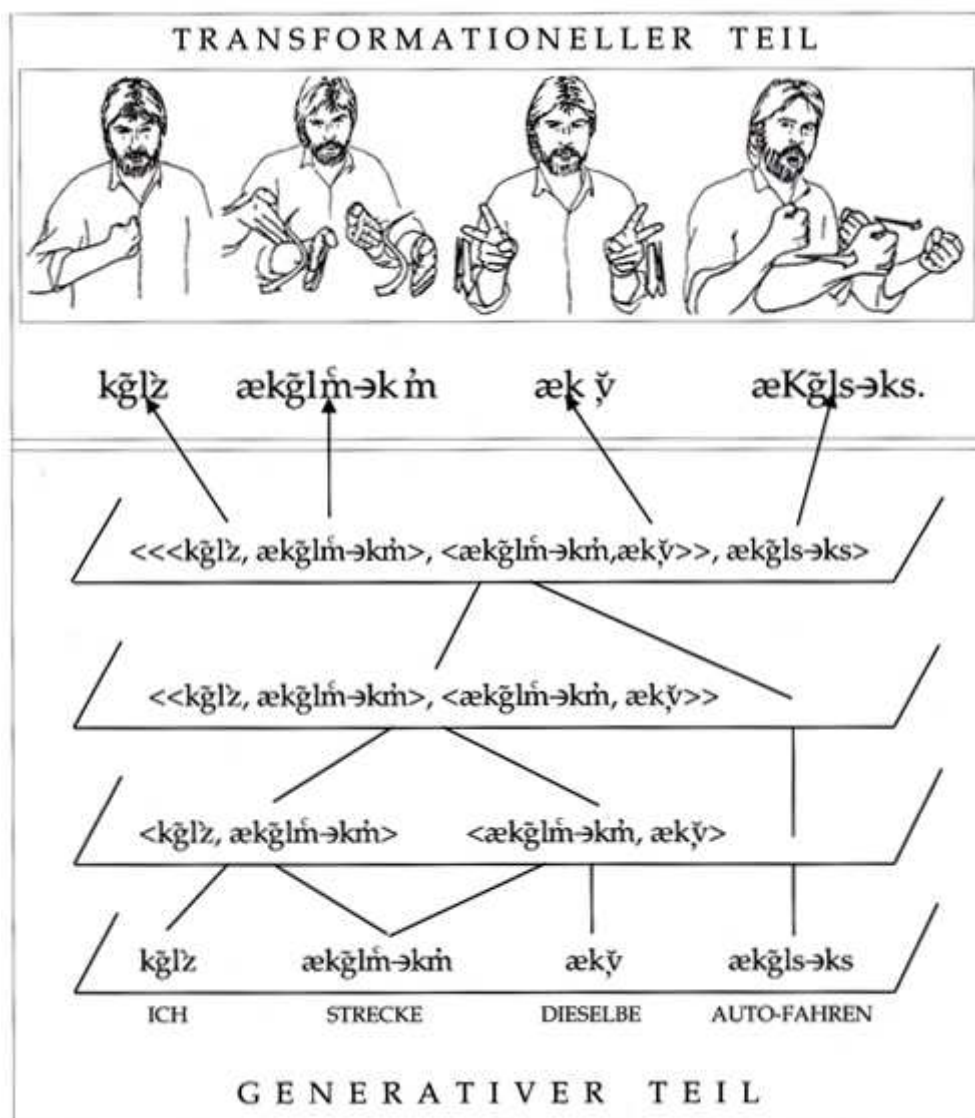


Abb. 27: Transkription in Gebärdenschrift nach Papaspyrou (1990: 227)

6.4.3 HamNoSys

Das Projekt „HamNoSys – Hamburger Notations-System“ wurde vom Zentrum für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser der Universität Hamburg entwickelt und versteht sich als computerunterstütztes Notationssystem, nicht nur für die deutsche Gebärdensprache sondern zur Notation von Gebärdensprachen generell. „Es ist mit seinen gut 150 Symbolen ein stark ausdifferenziertes Notationssystem, das die formale Beschreibung von Gebärdensprachen auf einer gleichsam phonetischen Ebene möglich macht.“ (Papasprou/Zienert 1990: 326) Grundlage für die Erstellung eines solchen Systems waren die bereits präsentierten linguistischen Erkenntnisse über die Struktur von Gebärdensprachen. Demnach sind auch für HamNoSys die vier Parameter Handform, -stellung, Ausführungsstelle und Bewegung sowie die Bedeutung der Mimik ausschlaggebend. In Anlehnung an die verschiedenen möglichen Handformen, eingeteilt in die vier Klassen „Faust“, „Flachhand“, „Einzelfinger“ und „Daumenverbindung“ (Papasprou/Zienert 1990: 316), wurden zunächst Symbole festgelegt, die die Entwicklung und Ableitung weiterer Handformen zulassen. (ibid.)

Die Handstellung wird mithilfe von Pfeilen dargestellt, wobei hier genau unterschieden wird zwischen der Stellung der Finger, der Handfläche sowie des Handgelenks.

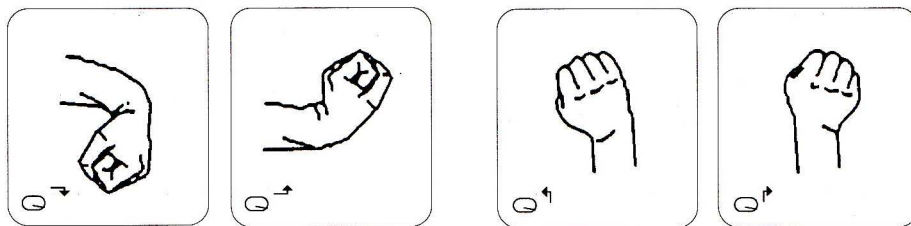



Abb. 28: Stellungen des Handgelenks, Hamnosys (Papasprou / Zienert 1990:317)



Um aufzuzeichnen, wo im Gebärdenraum die jeweilige Gebärde produziert wird, also um die Ausführungsstelle festzulegen, wurden Symbole für die einzelnen Körperteile von Kopf bis Oberkörper inklusive Symbole für Stellen an Fingern und Händen geschaffen. Nachdem Gebärden dreidimensional sind, war auch die Schaffung von Symbolen für die Bewegung im dreidimensionalen Gebärdenraum erforderlich. Um


den vierten Parameter, die Bewegung, darzustellen wird zwischen Bewegungen unterschieden, die gerade, gewölbt oder kreisförmig verlaufen und durch Pfeile angezeigt. Für die Geschwindigkeit, Intensität und Dauer wurden ebenfalls Symbole geschaffen. (Vgl. *ibid.*)





Neben den manuellen Parametern wurde, wie bereits erwähnt, auch die Mimik einbezogen. Hierbei wurde eine Unterscheidung zwischen lexikalischer Mimik (bezogen auf jeweils ein Gebärdenzeichen) und syntaktischer Mimik (bezogen auf ganze Sätze oder Satzteile) getroffen. (Vgl. *ibid.*)






Als sechster Punkt wird die Haltung des Kopfes berücksichtigt. Hierbei werden die Symbole für die Angabe der Fingerrichtung verwendet und in die Angaben der Mimik integriert. Zur Gesamtveranschaulichung des Notationssystems eignet sich das Beispiel der Gebärde SEHR MÜHSAM, das alle beschriebenen Elemente anwendet:


1. Handform:
 Flachhand mit gebogenen Fingern und abgespreiztem Daumen


2. Handstellung:
 Fingeransatz nach links oben
 Handfläche nach oben

3. Ausführungsstelle:
 rechte Brust

4. Bewegung:
 mit Körperkontakt
 gerade Abwärtsbewegung
 die in runde Klammern gefaßten Bew.symbole laufen mit gleichzeitigem Körperkontakt ab. Der Kontakt dauert während der ganzen Abwärtsbew. an
 langsame, andauernde Bewegung

5. Lexikalische Mimik:
 Stirn in Falten
 Augen zugekniffen
 Blasenwangen
 Blasenmund
 Kopf vorgebeugt



SEHR MÜHSAM 

Beispiel: *sehr mühsam*

Abb. 29: Notationsbeispiel SEHR MÜHSAM (*ibid.* 324)

HamNoSys verzichtet auf das Fingeralphabet, das Handstellungen in Form von Zeichnungen der Hände darstellt. Die Symbole sind dennoch leicht verständlich, müssen aber nicht unbedingt erlernt werden, um HamNoSys zu verwenden. Denn dafür steht ein „Editor“ (ibid.: 326) zur Verfügung, der die vier genannten Parameter Handform, -stellung, Ausführungsstelle und Bewegung in Form von computerisierten Zeichnungen darstellt. Gleichzeitig zeigt das System die entsprechenden HamNoSys-Zeichen an. Für die Arbeit mit HamNoSys dient eine eigens entwickelte Tastatur, die aus vier Ebenen besteht und spezielle Tasten für die Eingabe der Handform, der Handstellung, der Ausführungsstelle, der Bewegung sowie für syntaktische Zeichen enthält, wie folgende Graphik zeigt:

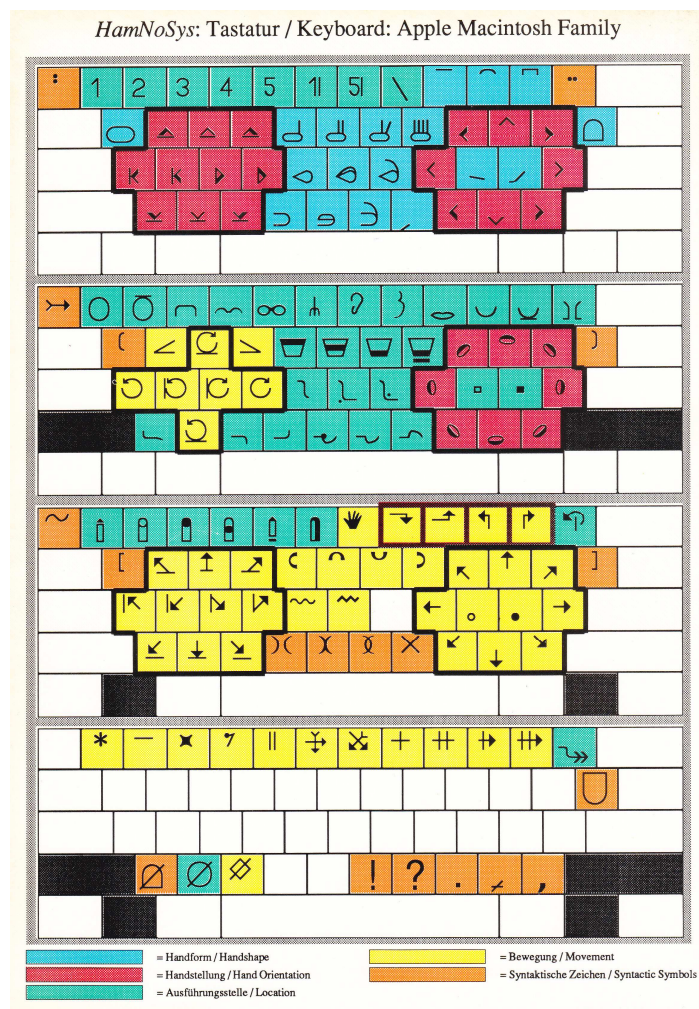


Abb. 30: Hamnosys-Tastatur (Prillwitz et al. 1989, Beilage)

6.4.4 H.A.N.D.S – Hamburg ANimated Dictionary for Signs

Eine Weiterentwicklung des HamNoSys stellt das Projekt “ H.A.N.D.S – Hamburg ANimated Dictionary for Signs“ dar, das nach der Idee von Rolf Schulmeister entwickelt wird. Ziel des Projektes ist es die von HamNoSys gesammelten Informationen über Gebärden und deren Bedeutung in bewegte Gebärden umzuwandeln. Dafür stehen an die 60.000 dreidimensionale Handformen zur Verfügung sowie Zeichnungen der Kopf- und Oberkörperhaltung sowie der Mimik. Eine Reihe von Bildern wird aneinandergereiht, um eine Art Gebärdensfilm oder eine animierte Gebärde darzustellen. H.A.N.D.S eröffnet für die terminologische Gebärdenerfassung völlig neue Möglichkeiten. Ausgehend von HamNoSys und mithilfe von H.A.N.D.S können theoretisch alle Gebärdensprachen der Welt digital erfasst, gespeichert und geordnet werden. (Vgl. *ibid.*) Die Bedeutung für die Entwicklung von Gebärdensprachen und deren Erforschung, für GebärdensprachdolmetscherInnen und alle, die sich mit Gebärdensprachen beschäftigen und nicht zuletzt für Gehörlose und deren uneingeschränkter Zugang zu Bildung und Informationen kann mit Worten kaum beschrieben werden.¹¹

6.4.5 Lexikon für Computerbegriffe

Eine erste terminologische Umsetzung von HamNoSys ist das „Lexikon für Computerbegriffe“, das ebenfalls am Zentrum für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser der Universität Hamburg erarbeitet wurde.

„Von dem Einsatz des Lexikons wird erwartet, daß die Entstehung weiterer Benachteiligungen von Gehörlosen durch die Einführung von Computern an ihren Arbeitsplätzen vermieden werden kann und tatkräftige Hilfen beim Erlernen des Umgangs mit Computern geboten werden können.“ (Meyenn / Schulmeister 1990: 189)

¹¹ In diesem Zusammenhang ebenfalls von Interesse ist die ebenfalls auf HamNoSys basierende Software syncWriter, die in erster Linie der linguistischen Auswertung von Gebärdensprachen im Vergleich zu Lautsprachen dienen soll. Die parallele Darstellung mehrerer Sprachen gleichzeitig eröffnet meines Erachtens auch für die Translationswissenschaft in Hinblick auf Gebärdensprachen und deren Übersetzung und Dolmetschung völlig neue Möglichkeiten. Für eine eingehende Beschreibung von syncWRITER siehe: Papaspyrou/Zienert 1990)

Neben Gehörlosen soll das Lexikon auch GebärdensprachdolmetscherInnen ansprechen und ihnen als terminologische Sammlung zur Vorbereitung und Weiterbildung dienen. Ausgehend von 1.800 Fachbegriffen wurden die gebärdensprachlichen Übersetzungen gemeinsam mit 14 gehörlosen ProjektmitarbeiterInnen erfasst. Im Zuge dieser Erfassung wurden teilweise auch neue Gebärden entwickelt. Eine neue Gebärde wurde dabei entweder aus vorhandenen Gebärden zusammengesetzt (wie etwa hard-ware oder soft-ware, *ibid.* 190), aus einer vorhandenen Gebärde und einem Buchstaben des Fingeralphabets zusammengesetzt (wie beispielsweise aus „A“ plus „Klammer“ für A-rray beziehungsweise Matrix, *ibid.* 194) oder es wurden neue Inhalte für bestehende Gebärden definiert (wie etwa für „directory“ die Gebärde für „Inhaltsverzeichnis“, *ibid.* 190).

Wie in Kapitel „Rechnergestützte Terminologiearbeit“ erläutert wurde, enthalten computerisierte Terminologiesysteme benennungsbezogene, begriffsbezogene und verwaltungsbezogene Daten. Auch das „Lexikon für Computerbegriffe“ enthält diese Datenkategorien. Weiters weist das Lexikon Gebärdensfilme, animierte Gebärden und Abbildungen von Handformen auf. Wie bei rechnergestützten Lexika und Datenbanken üblich, verfügt auch dieses Lexikon über diverse Suchfunktionen. So kann beispielsweise nach Gebärdensparametern gesucht werden oder ausgehend von einem Begriff ein weiterer Begriff und dessen Erklärung aufgerufen werden. Das Lexikon ist überdies multilingual und enthält neben deutschen Begriffen, Abbildungen, Gebärdenvideos und Animationen sowie Notierungen in HamNoSys auch die Entsprechungen in Französisch und Englisch. (Vgl. *ibid.*)

6.4.6 Weitere Notationssysteme

Das „Eshkol-Wachmann Movement Notation System“, das bereits 1958 von Noa Eshkol und Abraham Wachmann entwickelt wurde, soll an dieser Stelle ebenfalls nicht unerwähnt bleiben. Es handelt sich hierbei um ein Notationssystem zur Erfassung von Bewegungen, das im Rahmen eines Projektes des Psychologischen Instituts der Hebrew University Jerusalem 1977 in „A New Dictionary of Sign Language, Employing the Eshkol-Wachmann Movement Notation System“ für die Gebärdensprachnotation angewandt wurde. (Vgl. Bergermann 2001: 368)

Als französisches Beispiel sei an dieser Stelle das unvollendete Projekt „D’SIGN“ von Paul Jouison (vgl. Konrad 1992 / Bergermann 2001), als australisches Beispiel das Projekt „AusWrite Auslan Writing System“ von David Rose (vgl. Bergermann 2001) sowie als amerikanisches Beispiel „SignFont“ nach Newkirk et al. (vgl. ibid) genannt, auf die im Rahmen dieser Arbeit nicht näher eingegangen wird.

6.4.7 Data Glove und Motion Capture

In dieser Arbeit weiters Erwähnung finden sollen die Versuche, Gebärden mithilfe von Gesichts- und Körpererkennungssoftware und Datenhandschuhen aufzuzeichnen. Ein Beispiel für einen Datenhandschuh ist der „DataGlove“, der, wie Gordon Kurtenbach und Eric A. Hulten in „*Gestures in Human-Computer Communication*“ (1990) schildern, entwickelt, um unter anderem Gebärdensprachen zu erkennen und zu erfassen:

„The DataGlove has been used for many applications: as a controller for a 3-D hand model, an interface to a visual programming language, a speech and sound synthesis controller, a fingerspelling interpreter, and a computer generated object manipulator.“ (Kurtenbach/Hulten 1990: 315, zit. nach Bergermann 2001: 428).

In der Gebärdensprachforschung wurde der DataGlove vor allem in Japan in Zusammenhang mit dem japanischen Fingeralphabet verwendet. (Vgl. Bergermann 2001: 429) Weitere Beispiele für Datenhandschuhe sind der von Mattel entwickelte „PowerGlove“, der zunächst für Videospiele und in der Folge auch in der australischen Gebärdensprachforschung verwendet wurde und der an der Stanford University von James Kramer entwickelte „CyberGlove“, der von Beginn an für die Gebärdensprachforschung gedacht war und gemeinsam mit der Software „VirtualHand“ verkauft wird. (ibid. 426 ff) Bergermann zufolge entspricht „CyberGlove“ derzeit dem State of the Art.

Während die Datenhandschuhe sich nur mit der Hand beschäftigen wird bei der „Motion Capture“-Technologie (ibid. 434) mithilfe von Sensoren der ganze Körper berücksichtigt. Zu unterscheiden ist hierbei zwischen sogenannten „human performers“ und der Animation von digitalen Figuren sowie zwischen optischen und magnetischen Systemen. (Vgl. ibid. 434 ff). Eine Weiterentwicklung dieser Technologie

sind videobasierte Systeme, die Gebärdensprachen anhand von Videoaufnahmen automatisch erkennen können sollen. Bergermann verweist in diesem Zusammenhang auf ein Projekt, das unter der Leitung von Rolf Schulmeister in Kooperation mit der TU Berlin und der TU Hamburg-Harburg entwickelt wird. (Vgl. *ibid*)

6.4.8 Abschlussbetrachtung

Für die Gebärdensprachforschung wie auch für die Terminologiewissenschaft haben all die beschriebenen Ansätze zur Erforschung und Aufzeichnung von Gebärdensprachen einen wichtigen Stellenwert denn sie sind die Basis jeglicher terminologischen Arbeit. Die Bedeutung von Gebärdenschriften kann meines Erachtens zum derzeitigen Zeitpunkt kaum ermessen werden. Tatsache ist, dass sie das Potential bergen, schriftlich in Gebärdensprachen zu kommunizieren und Gebärdensprachen schriftlich festzuhalten. Die schriftliche Kommunikation zwischen Gehörlosen mithilfe von Gebärdenschriften kann für GebärdensprachdolmetscherInnen und TerminologInnen gleichermaßen von Interesse sein denn durch Gebärdenschriften können schriftliche Gebärdencorpora entstehen, die für terminologische Zwecke verwendet werden können. Die technischen Möglichkeiten auf diesem Gebiet scheinen zurzeit unbegrenzt und deren Bedeutungen für TerminologInnen und GebärdensprachdolmetscherInnen sind es ebenfalls.

Nachwort

Die Tatsache, dass es möglich ist, sich „nur mit den Händen“ und ohne zu sprechen zu unterhalten, ist für mich seit vielen Jahren ein faszinierendes Thema. Der Irrglaube, eine Gebärdensprache bediene sich nur der Hände, wurde in der ersten ÖGS-Kurstunde ausgeräumt, um Platz zu schaffen für die Bedeutung von Mimik und Gestik. Neben die Faszination an Gebärdensprachen reihte sich in der Folge tiefer Respekt für die Gebärdensprachgemeinschaft.

Gebärdensprachen bedienen sich des visuellen Kanals; für mich als Hörende war dies zu Beginn eine völlig neue Erfahrung. Gleichzeitig empfand ich es stets als naheliegend, diese visuelle(n) Sprache(n) schriftlich festzuhalten. Die Beschäftigung mit Gebärdenschriften, in der Hoffnung, ein für mich brauchbares und nachhaltiges System zu finden, ist also ebenfalls naheliegend. Dass die Schaffung einer Gebärdenschrift ein spannendes Thema an sich ist und viel Kreativität erfordert, war mir vor Beginn dieser Arbeit zwar bewusst, wie ausgefeilt und nahezu grandios Gebärdenschriften wie etwa jene von Valerie Sutton oder auch HamNoSys in Wahrheit sind, jedoch keineswegs. Dieser Teil der Arbeit stellt für mich persönlich insofern den Spannendsten dar – einerseits in der Auseinandersetzung damit und andererseits hinsichtlich des enormen Entwicklungs- und auch Kreativpotenzials, das die Gebärdensprachlexikographie zu bieten hat.

Ziel der Arbeit war es, neben einer Einführung in Gebärdensprachen wichtige Bemühungen zur Aufzeichnung von Gebärdensprachen zusammenzufassen, die für GebärdensprachdolmetscherInnen hinsichtlich ihrer Terminologieverwaltung von Interesse sind. Der enge Zusammenhang zwischen Dolmetschen und Terminologiarbeit steht außer Frage, soll aber dennoch auch aus dieser Arbeit herauszulesen sein.

7 Literaturverzeichnis

- Arntz, Reiner (2003): Terminologie der Terminologie. In Snell-Hornby, Mary (Hg.) (2003) *Handbuch Translation*, Stauffenburg Verlag, Tübingen, 77-82
- Arntz, Reiner / Picht, Heribert / Mayer, Felix (2009): *Einführung in die Terminologearbeit*, Georg Olms Verlag, Hildesheim
- Bellugi, Ursula / Klima, Edward (1990): Eigenschaften räumlich-visueller Sprachen. In Prillwitz Siegmund / Vollhaber Tomas (Hg.) (1990): *Gebärdensprache in Forschung und Praxis*, Signum Verlag, Hamburg , 135-166
- Berger, Petra (2006): *Die Österreichische Gebärdensprache (ÖGS) in der Zeit der Aufklärung*, Grazer Universitätsverlag Bd. 8, Graz
- Bergemann, Ulrike (2001): *Ein Bild von einer Sprache. Konzepte von Bild und Schrift und das Hamburger Notationssystem für Gebärdensprachen*, Wilhelm Fink Verlag, München
- Biewer, Gottfried (2009): *Grundlagen der Heilpädagogik und inklusiven Pädagogik*, Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn
- Boyes Braem, Penny / Kolb, Andreas: Einführung in die Gebärdensprachforschung. In Prillwitz Siegmund / Vollhaber Tomas (Hg.) (1990): *Gebärdensprache in Forschung und Praxis*, Signum Verlag, Hamburg , 115-132
- Budin, Gerhard (1996): *Wissensorganisation und Terminologie. Die Komplexität und Dynamik wissenschaftlicher Informations- und Kommunikationsprozesse*, Gunter Narr Verlag, Tübingen

- Budin, Gerhard / Oeser Erhard (Hg.) (1997) *Beiträge zur Terminologie und Wissenstechnik*, Termnet, Wien
- Cokely, Dennis / Baker-Shenk, Charlotte (1994): *American Sign Language: A Teacher's Ressource text on Curriculum, Methods, and Evaluation*, Clerc Books, Gallaudet University Press, Washington DC.
- Ebbinghaus, Horst / Heßmann, Jens (1989): *Gehörlose, Gebärdensprache, Dolmetschen : Chancen der Integration einer sprachlichen Minderheit*, Signum Verlag, Hamburg
- Ellger-Rüttgardt, Sieglind (2008): *Geschichte der Sonderpädagogik*, Reinhardt (UTB), München
- Felber, Helmut / Lang, Friedrich / Wersig, Gernot (1979): *Terminologie als angewandte Sprachwissenschaft. Gedenkschrift für Univ. Prof. Dr. Eugen Wüster*, Saur Verlag, München
- Fluck, Hans-R. (2003): Fachsprachenforschung. In Snell-Hornby, Mary (Hg.) (2003) *Handbuch Translation*, Stauffenburg Verlag, Tübingen, 72-77
- Fuchs, Stephanie (2009): *Wenn Hände sprechen und Augen zuhören. Natürliche Dolmetscher im Bereich der Gebärdensprachen*, Masterarbeit, Universität Wien
- Gile, Daniel (2009): *Basic Concepts and Models for Interpreter and Translator Training*, John Benjamins Publishing, Amsterdam
- Grbić, Nadja (1994): *Das Gebärdensprachdolmetschen als Gegenstand einer angewandten Sprach- und Translationswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Österreich*, Dissertation, Universität Graz.

- Grbić, Nadja (2003) Gebärdensprachdolmetschen. In Snell-Hornby, Mary (Hg.) (2003): *Handbuch Translation*, Stauffenburg Verlag, Tübingen, 321-324
- Grbic, Nadja / Andree, Barbara / Grünbichler, Sylvia (2004): *Zeichen setzen. Gebärdensprache als wissenschaftliche und gesellschaftspolitische Herausforderung*, GTS – Graz Translation Studies; Band 8, Selbstverlag
- Grbic, Nadja / Pöllabauer, Sonja (Hg.) (2008): *Kommunaldolmetschen / Community Interpreting – Probleme – Perspektiven – Potenziale*, Frank & Timme, Berlin
- Krausneker, Verena (2006): Larcher, Dietmar (Hg.): *taubstumm bis gebärdensprachig*. Appha Beta Verlag, Meran
- Krausneker, Verena / Schalber, Katharina (2007) *Sprache Macht Wissen. Zur Situation gehörloser und hörbehinderter SchülerInnen, Studierender & ihrer LehrerInnen, sowie zur Österreichischen Gebärdensprache in Schule und Universität Wien. Abschlussbericht des Forschungsprojekts 2006/2007*. Studie, Universität Wien.
- Löwe, Armin (1970): *Früherfassung. Früherkennung. Frühbetreuung hörgeschädigter Kinder*, Marhold, Berlin
- Österreichischer Gehörlosenbund (Hg.) (2003): *Mein Fingeralphabet*
- Österreichischer Gehörlosenbund (Hg.) (2004): *Mein erstes Gebärdenbuch*
- Österreichischer Gehörlosenbund (Hg.) (2005): *Medizinisches Handbuch. Österreichische Gebärdensprache*

Papaspyrou, Chrissostomos (1990): *Gebärdensprache und Universelle Sprachtheorie. Versuch einer vergleichenden generativ-transformationellen Interpretation von Gebärdensprache und Lautsprache sowie der Entwurf einer Gebärdenschrift*, Signum Verlag, Hamburg

Papaspyrou, Chrissostomos / Zienert Heiko (1990): Das syncWRITER Computerprogramm. In Prillwitz Siegmund / Vollhaber Tomas (Hg.): *Gebärdensprache in Forschung und Praxis* (1990), Signum Verlag, Hamburg

Pöchhacker, Franz (2004): *Introducing Interpreting Studies*, Routledge: London

Prillwitz et al. (1989): *HamNoSys Version 2.0 Hamburg Notation for Sign Languages. An Introductory Guide*, Signum: Hamburg

Schodterer, Andreas (2002): Kunstwerke im stillen Raum. Eindrücke aus der Praxis des Gebärdensprachdolmetschens. In: Kurz, Ingrid / Moisl, Angela (Hg.) (2002) *Berufsbilder für Übersetzer und Dolmetscher. Perspektiven nach dem Studium*, WUV Universitätsverlag, Wien

Schulmeister, Rolf (2002): *Grundlagen hypermedialer Lernsysteme*, 3. korr. Auflage, Oldenbourg Verlag: München/Wien

Skant, Andrea / Orter, Reinhold / Okorn Ingeborg (2001): Die Bearbeitung des Klagenfurter Fragebuchs zum Grundwortschatz der Österreichischen Gebärdensprache. In: Holzinger, Daniel / Krausneker, Verena: *Österreichische Gebärdensprache (ÖGS) Studien zu linguistischen Aspekten und ihrem Einsatz im Bildungsbereich*, Grazer Linguistische Studien 56, Universität Graz

Snell Hornby, Mary (Hg.) (1994): *Übersetzungswissenschaft – Eine Neuorientierung: Zur Integration von Theorie und Praxis*, 2. durchges. Aufl., Francke, Tübingen

Stokoe, William (1960): *Sign Language Structure: An Outline of the Visual Communication System of the American Deaf*, University of Buffalo

Will, Martin (2009): *Dolmetschorientierte Terminologearbeit. Modell und Methode*, Narr Francke Attempto Verlag, Tübingen

Online-Quellen

Bundesverfassungsgesetz BVG

<http://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000138> (13.8.2011)

Fischlechner, Doris (2006) *Gebärdensprachdolmetschen früher und heute aus der Sicht der Gehörlosen*, Diplomarbeit, Universität Innsbruck.

<http://bidok.uibk.ac.at/library/fischlechner-dolmetschen-dipl.html>

Fischer, Renate: Die Erforschung der natürlichen Gebärdensprache im Frankreich des 18. Jahrhunderts in: *Das Zeichen. Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser* 63/2003

<http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/personal/personen/fischer/renate-fischer/fischer.63.pdf> (13.8.2011)

Handbuch Mudra, 2001

<http://www.mudra.org/> (30.5.2011)

Krausneker, Verena (2003) *Unbegrenzte sprachliche Aktivität*.

<http://www.bizeps.or.at/news.php?nr=4409> (03.01.2011)

Krobath, Peter A. (2007) Die besondere Sprache. *CliniCum*, 4/2007

<http://www.clinicum.at/dynasite.cfm?dsmid=79792&dspaid=619952>

(03.01.2011)

Ledasila

<http://ledasila.uni-klu.ac.at> (30.5.2011)

Medienlernsystem Sign-It

<http://www.sign-it.at/> (30.5.2011)

Projekt OEGLB

http://www.oeglb.at/oegs_projekt/ (30.5.2011)

Zitate über die Sprache von Elias Canetti

<http://www.zitate.de/db/ergebnisse.php?sz=4&stichwort=&kategorie=Sprache>

%20&autor= (30.5.2011)

DVD-Material

Shake Hands Gebärden-Lexika Anfänger I & II

Sprachenzentrum Innovationszentrum Universität Wien, 2008

Shake Hands Gebärden-Lexika Fortgeschritten I & II

Sprachenzentrum Innovationszentrum Universität Wien, 2010

Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

8 Abbildungsverzeichnis

Abb. 1:	Kulturmodell nach Cokely/Baker-Shenk (Grbic/Andrée/Grünbichler 2004: 86)	17
Abb. 2:	Vierteiliges Wortmodell nach Eugen Wüster (Felber/Lang/Wersig 1979:110)	26
Abb. 3:	Semiotisches Dreieck (Arntz/Picht/Mayer 2009: 38)	28
Abb. 4:	Normenentwurf ISO CD (ibid.: 39)	28
Abb. 5:	Abb. 31: Äquivalenz (Arntz/Picht/Mayer 2009: 153)	32
Abb. 6:	Grundmodell des WIKO-Ansatzes (Budin 1996: 32)	34
Abb. 7:	Systemtheoretische Darstellung des WIKO-Grundmodells (Budin 1996: 34)	35
Abb. 8:	Information Wissen und Kommunikation (Budin 1996: 126)	37
Abb. 9:	Wissenssystem (Will 2009: 65)	45
Abb. 10:	Strukturierte TWK (Will 1996: 67)	46
Abb. 11:	Dolmetschorientierte Terminologiearbeit (Will 2009: 77)	48
Abb. 12:	Textfenster aus dem DGS-Lernprogramm „Die Firma“ (Schulmeister 2002: 326)	54
Abb. 13:	Handalphabet nach Friedrich Stork (Berger 2006: 113)	63
Abb. 14:	Darstellung eines Gebärdenzeichens nach Romedius Knoll (Kupferstich) (Knoll 1788, zit. nach Berger 2006:134)	65
Abb. 15:	Gebärden zum Themenfeld Frühstück: (Mein erstes Gebärdenbuch, S. 48)	72
Abb. 16:	Gebärden mit der Handform des Buchstaben „G“ (Mein Fingeralphabet)	72
Abb. 17:	Fragen in ÖGS (ibid. 15)	73
Abb. 18:	Fachgebärden (ibid. 57)	73
Abb. 19:	Körperzeichen nach Laban (Bergermann 2001: 306)	77
Abb. 20:	Dimensionen und Mimiknotation nach Laban (ibid. 307)	78
Abb. 21:	Gebärdenschrift nach Stokoe (Bergermann 2001: 311)	79
Abb. 22:	Sign-Writing nach Valerie Sutton (Bergermann 2001: 374)	80
Abb. 23:	Auszug aus Sign-Writing nach Valerie Sutton (Arme, Schultern, Kopf) (ibid. 373)	81
Abb. 24:	Auszug aus Sign-Writing nach Valerie Sutton (Emotionen) (ibid. 373)	82
Abb. 25:	Bewegungsfunktion (Papaspyrou 1990:43)	83
Abb. 26:	Mathematische Formel für eine Gebärde (Papasprou 1990: 49)	83
Abb. 27:	Transkription in Gebärdenschrift nach Papaspyrou (1990: 227)	84
Abb. 28:	Stellungen des Handgelenks, Hamnosys (Papasprou / Zienert 1990:317)	85
Abb. 29:	Notationsbeispiel SEHR MÜHSAM (ibid. 324)	86
Abb. 30:	Hamnosys-Tastatur (Prillwitz et al. 1989, Beilage)	87

9 Anhang

9.1 Zusammenfassung auf Deutsch

Die vorliegende Masterarbeit spannt den Bogen ausgehend von der Terminologiewissenschaft über die Gebärdensprachlexikographie zum Gebärdensprachdolmetschen und zurück. Wie können GebärdensprachdolmetscherInnen ihre Terminologie verwalten? Ausgehend von dieser Fragestellung wird eine Auswahl unterschiedlicher internationaler Ansätze präsentiert.

Die ersten beiden Kapitel verstehen sich als einführende Kapitel in die Thematiken Gebärdensprachen und Gehörlosigkeit. Kapitel eins fasst den internationalen Forschungsstand über Gebärdensprachen zusammen und geht auf die Österreichische Gebärdensprache ein. In Kapitel zwei erfolgt eine Abgrenzung zwischen taubstumm / taub / gehörlos / gebärdensprachig. Weiters wird die Bildungssituation von Gehörlosen in Österreich erörtert sowie die Bedeutung von Gehörlosengemeinschaften hervorgehoben.

Kapitel drei gibt einen Einblick in das Gebärdendolmetschen. Nach einem kurzen historischen Überblick werden die Einsatzbereiche von GebärdensprachdolmetscherInnen beleuchtet und Gebärdensprachdolmetschetechniken zusammengefasst.

In Kapitel vier werden Grundlagen der Terminologiewissenschaft präsentiert. Dabei wird unter anderem auf die Abgrenzung zwischen Begriff / Benennung / Gegenstand / Terminus sowie auf den Beruf des/der TerminologIn eingegangen. Kapitel fünf widmet sich der angewandten Terminologiearbeit. Die Funktionen und Bedeutungen terminologischer Systeme werden erläutert und Modelle von Martin Will, Wladimir Kutz, Anja Rütten und Heidrun Gerzymisch-Arbogast präsentiert. Der Hauptfokus liegt dabei auf der Dolmetschorientierten Terminologiearbeit nach Martin Will.

Kapitel sechs widmet sich der Gebärdensprachlexikographie. Nach einem geschichtlichen Überblick, in dem die Arbeiten von Abbée de l'Épée, Pierre Desloges, Friedrich Stork und Romedius Knoll erörtert werden, werden derzeitige österreichische

Bemühungen und Projekte mit dem Ziel gebärdensprachlicher Aufzeichnungen beschrieben. Danach folgt ein Überblick über internationale Gebärdenschriften wie beispielsweise jene von Valerie Sutton sowie das Hamburger Notationssystem HamNoSys und weitere Projekte wie H.A.N.D.S. oder syncWRITER. Zum Abschluss der Thematik werden Datenhandschuh- und Motion Capture-Technologien angesprochen.

9.2 Zusammenfassung auf Englisch

This Master's thesis focuses on sign language interpreting on the one hand and terminology on the other hand and tries to point out the link between terminology and interpreting.

The first two chapters are to be understood as orientation and introduction in the topics sign languages and deafness. Chapter one presents sign language universals summarizing the international state of the art with little focus on the Austrian Sign Language. Chapter two deals with deafness and hearing impairments and explains the difference between *deaf* and *Deaf* as well as the importance and role of Deaf communities in Austria and all over the world.

Chapter three provides an insight in sign language interpreting. After a short historic overview the working fields of sign language interpreters as well as interpreting techniques are presented.

In chapter four an overview about the discipline of terminology work is given defining the difference between terms, concepts and denominations and focusing on the profession of a terminologist. After this introduction to terminology chapter five deals with applied terminology and discusses the functions and importance of terminological systems. This chapter mainly focuses on the interpreter-oriented terminology work of Martin Will. Besides, it presents the models of Wladimir Kutz, Anja Rütten and Heidrun Gerzymisch-Arbogast.

Chapter six focuses on sign language lexicography. After a historic overview presenting the work of Abbé de l'Épée, Pierre Desloges, Friedrich Stork and Romedius Knoll, Austrian terminology projects dealing with Austrian Sign Language are presented. Following that, an overview is given about international sign writing systems including the work of Valerie Sutton, the Hamburg Notation System for Sign Languages HamNoSys, as well as the projects H.A.N.D.S., syncWRITER and some more. In order to complete the topic, data glove and motion capture technologies are shortly presented.

9.3 Lebenslauf

Nach Abschluss der Reifeprüfung im Juni 2000 im neusprachlichen Zweig der Schulen der Dominikanerinnen in Wien, absolvierte ich ein zweijähriges bilinguales Hak-Kolleg am International Business College IBC Hetzendorf in Wien. Neben der kaufmännischen Ausbildung standen dabei vor allem die Fremdsprachen Englisch und Französisch im Vordergrund. Nach erfolgreichem Abschluss des IBC Hetzendorf im Juni 2002 entschied ich mich dazu, meine Kenntnisse der beiden Fremdsprachen weiter auszubauen und inskribierte im Oktober 2002 für das Studium Übersetzen und Dolmetschen in der Sprachkombination Deutsch / Französisch / Englisch an der Universität Wien. Bereits im ersten Semester wuchs jedoch der Wunsch nach einer weiteren und zwar einer „besonderen“ Fremdsprache. Meine Wahl fiel schließlich auf Ungarisch und ich begann, ab Herbst 2003 an der Abteilung Finno-Ugristik am Europäischen Institut für vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft Ungarisch-Sprachkurse zu belegen. Nach einem Sommerkurs an der Berzsenyi Dániel Főiskola in Szombathely in Ungarn inskribierte ich schließlich für das Bachelorstudium Hungarologie und nach Abschluss dessen für das Magisterstudium Ungarische Literaturwissenschaft, das ich im November 2009 zu einem erfolgreichen Abschluss brachte. Das Studium „Übersetzen und Dolmetschen“ führte ich parallel zu meinem Ungarisch-Studium weiter, entschied mich in weiterer Folge für den Studiengang Dolmetschen und um meine Kenntnisse meiner ersten Fremdsprache Französisch zu perfektionieren, absolvierte ich im Jahr 2006 ein Auslandssemester am Institut d'Interprétation et de Traduction ISIT in Paris. Nach Abschluss des Studiums der ungarischen Literaturwissenschaft begann ich im Februar 2010, Intensivsprachkurse der Österreichischen Gebärdensprache am Sprachenzentrum der Universität Wien zu belegen und wurde in der Beschäftigung mit dieser faszinierenden Sprache vor eine terminologische Herausforderung gestellt, nämlich die der Aufzeichnung von Gebärden. Terminologearbeit erachte ich als Basis für jede Form des Dolmetschens. Aus diesem Grunde entschied ich mich dafür, mein Dolmetschstudium mit dieser Masterarbeit abzuschließen, die sich sowohl der Terminologearbeit also auch dem Dolmetschen widmet.